Aus dem Deutschen Osten

Von

Dr. Paul Michaelis

Berlin 1916

Verlag von Georg Reimer

Zur Einleitung.

Der große Krieg mit seinen furchtbaren Begleiterscheinungen und seinen unabsehbaren Folgen hat auch darin erneuernd gewirkt, daß er den Blick und Gesichtskreis des deutschen Volkes weitete. *Wir mußten alle lernen über die* scheinbar starren und unveränderlichen Grenzen hinauszusehen. Wir waren dabei, wie die Grenzpfähle zertrümmert wurden, und bis zur Stunde wissen wir noch nicht, wann und an welcher Stelle sie wieder aufgerichtet werden sollen. Aber zugleich erkannten wir, während alles zusammenstürzte, alte, halb vergessene Zusammenhänge von neuem. Das galt ganz besonders von den Gegenden auf dem nordöstlichen Kriegsschauplatze.

Während eines viermonatlichen Aufenthaltes an der östlichen Front, in der Zeit vom Juni bis Oktober dieses Jahres, hatte ich Gelegenheit, diesen Spuren deutschen Wesens und deutscher Tatkraft nachzugehen. Kurland und Litauen, um die es sich dabei in der Hauptsache handelt, bedeuten nur einen verhältnismäßig nicht allzu umfangreichen Ausschnitt des großen, sich fast über den ganzen Erdball erstreckenden Kriegs-

schauplatzes. Aber diese Gebiete stehen dem deutschen Volk am nächsten und sind ihm am engsten verbunden.

Je länger ich mich mit Land und Leuten dieses Kriegstheaters beschäftigte, um so mehr fand ich bestätigt, was zwar die Geschichte uns erzählt, was aber in der Gegenwart beinahe schon vergessen war, daß wir es hier mit uraltem deutschem Kulturland zu tun haben. Seit der deutsche Orden von Sankt Marien, dessen Gründung in das Todesjahr des Kaisers Rotbart fällt, seine Blicke auf das heidnische Preußen richtete, ist durch lange Jahrhunderte ein großer und breiter Strom deutscher Arbeit und deutscher Wanderlust auf diese nordöstlichen Gebiete hingelenkt worden. Gleichzeitig fast kam dieser von Preußen ausgehenden Tätigkeit die Kulturarbeit des Schwertbrüderordens in Livland entgegen, und schon im Jahre 1237 gingen beide Orden ineinander auf.

Den Rittern und den hanseatischen Kaufleuten folgte der niederdeutsche Bürger und Bauer. Neben jeder Ordensburg wurde eine Stadt gegründet und ein großer Teil des Bodens wurde von deutschen Kolonisten urbar gemacht. Das lettische und finnische Mischvolk, das in den baltischen Provinzen die Urbevölkerung bildete, wurde durch Schwert und Kreuz allmählich der deutschen Ordnung gewonnen oder ihr doch unterworfen. Durch ganz Niederdeutschland ging der Ruf nach dem Osten und unter dem Gesang des alten Wanderliedes: „Nach Ostland wollen wir reiten" — zogen die niederländischen Kolonisten hoffnungsfreudig und tapfer in das neue Siedlungsgebiet. In den Städten der baltischen Lande herrschte bald hamburgisches, lübisches oder magdeburgisches

Recht. Auch in dem ehemaligen litauischen Reiche, dessen Einfluß in seiner Blütezeit sich bis nach Kiew erstreckte, waren es hanseatische Kaufleute, die den Handelsverkehr zwischen dem Westen und dem Osten vermittelten.

In rascher Entwicklung stieg dieses baltisch-deutsche Reich zu schwindelnder Macht und Höhe auf, um dann freilich schnell wieder zu zerfallen. Aber wenn auch nur das eigentliche Preußen durch seine Verbindung mit Brandenburg in feste, staatsrechtliche Beziehung zum deutschen Reich gebracht wurde, so ist doch die deutsche Arbeit auf dem baltischen Boden nicht völlig verloren gegangen. Auch heute noch, wenn man im Gefolge unserer Truppen den Nordosten durchstreift, trifft man überall auf deutsches Siedlungsgebiet; und nicht bloß unmittelbar an der deutschen Grenze, sondern fast noch mehr, je weiter man nach Nordosten in das heute russische Gebiet hineinkommt, tritt mit überraschender Deutlichkeit hervor, daß hier auf urdeutschem Boden gekämpft wird.

Die Städte verraten schon mit ihrem Namen ihren deutschen Ursprung, und zwar ebenso wie in Kurland auch in Estland, Livland und zum Teil sogar in Litauen. Libau, Windau, Mitau, Goldingen in Kurland, Riga mit seinem Doppelwappen von Hamburg und Bremen und ebenso Dorpat und Reval — um nur einige Namen zu nennen — sind noch heute im wesentlichen als deutsche Siedlungen zu erkennen und haben bis auf die jüngste Gegenwart ihre deutsche Eigenart bewahrt.

Umsonst hat die russische Regierung sich in unablässigen Versuchen gemüht, diesem baltischen Boden und seinen Bewohnern eine Art von russischer Tünche zu geben.

Man braucht nur etwas tiefer zu blicken, um unter dieser dünnen Decke die deutsche Art und die deutsche Überlieferung hervorleuchten zu sehen.

Mit Litauen verhält es sich nicht viel anders. Allerdings haben hier die deutschen Einwanderer nicht eigentlich geherrscht, aber sie haben das ganze Land und seine Bewohner nachhaltig beeinflußt, und jedenfalls trifft man auch in Litauen auf zahllose Spuren deutscher Kultur. In den großen litauischen Orten wie Kowno und Wilna finden wir fast durchgehends die mittelalterlichen Zeugen des Deutschtums, und überall in Litauen sieht man noch heute mächtige, aus alter Zeit stammende Bauwerke zerstreut. Vieles davon ist nur noch in dürftigen Umrissen übrig. Der größte Teil der Burgen des deutschen Ordens und des Schwertbrüderordens ist in Trümmer gesunken, aber es gibt noch stattliche Reste gewaltigen Umfanges, starke Mauern, hochragende Türme genug, die von ehemaliger Macht und versunkenem Glanz Zeugnis ablegen. Daneben hat man auch heute noch seine Freude an so mancher im edelsten Stil erbauten Kirche, an prächtigen Profangebäuden, die die Jahrhunderte überdauerten und an anderen ehrwürdigen Dokumenten der Vergangenheit.

Wir haben diese Zusammenhänge Litauens und der baltischen Provinzen mit der deutschen Vergangenheit vielfach nicht voll gewürdigt. Aber gerade der Krieg hat uns gezeigt, daß wir im Nordosten nicht auf heimatsfremdem Boden kämpfen. Soweit immer bereits die Linie unserer kriegerischen Operationen nach Osten und Nordosten hinausgezogen

worden ist, so spielt sich der Kampf doch fast überall noch auf urdeutschem Siedlungsgebiete ab.

Aus diesen Erwägungen rechtfertigt sich eine genauere Betrachtung von Land und Leuten des deutschen Ostens, wie er uns während des großen Krieges sich zeigte. Nicht um eine systematische Geschichte dieser Gebiete soll es sich handeln, auch nicht um eine erschöpfende Untersuchung der heutigen Zustände, sondern nur um Augenblicksbilder, die sich dem unbefangenen Beobachter aufdrängten. Im wesentlichen liegen den nachfolgenden Blättern die Berichte zugrunde, die ich vom Kriegsschauplatz an das „Berliner Tageblatt" schrieb. Wer die Schwierigkeiten einer solchen Berichterstattung kennt, der wird keine lückenlose Darstellung erwarten. Aber ich gebe nur, was ich selbst sah und erlebte, und jedenfalls war die Schilderung von dem Bestreben geleitet, nur das zu sagen, was wirklich ist, ohne Zaghaftigkeit und ohne Schönfärberei.

Berlin-Lichterfelde, 18. November 1915.

Der Verfasser.

Das ostpreußische Grenzgebiet.

Über eine Tatsache gibt die Betrachtung der Vorgänge auf dem nordöstlichen Kriegsschauplatz volle Klarheit, darüber nämlich, daß der Krieg gegen Deutschland von Rußland schon seit Jahren planmäßig vorbereitet und schon lange vor der offiziellen Mobilmachung eingeleitet worden war. Mag man von einer Probemobilisation sprechen, mag man taktische Rücksichten ins Feld führen, soviel bleibt unter allen Umständen bestehen, daß die russische Armee schon im Augenblick des Kriegszustandes zwischen dem deutschen Reich und Rußland zu einem mit großen Kräften geplanten Einfall über die ostpreußische und einen Teil der westpreußischen Grenze bereit stand. Erhebliche Truppenmassen lagen ohnehin auch im Frieden bereits in der Nähe der deutschen Grenze und zahlreiche russische Grenzstädtchen hatten Garnisonen, die stärker waren als die Zivilbevölkerung dieser Orte. Aber auch die Kosakenschwärme vom Don, die Elitetruppen aus dem fernen Sibirien waren in derselben Stunde zu einem Angriff auf die preußische Grenze zur Verfügung, in der die Entscheidung über den Krieg fiel.

Fast mit der Sekunde der Kriegserklärung wurde Ostpreußen von russischen Heeren und Horden überschwemmt. In Eydtkuhnen drangen sie schon am 1. und 2. August ein, in Soldau zwischen dem 2. und 4. August, in Insterburg und Bialla zwischen dem 4. und 9. August. Schon in der Mitte des Monat August glaubte der russische General, der die Feste Boyen belagerte, den Komman-

danten zur Kapitulation auffordern zu müssen. Wie ein Heuschreckenschwarm ergossen sich auf einer Linie von mehr als 600 km die Kosaken über die unglücklichen Grenzgebiete Ostpreußens. Zwei Wochen nach dem Kriegsbeginn wurde die Linie Lyck, Marggrabowa, Goldap erreicht und über Insterburg streckte die Wilnaarmee ihre Fühler bis Tapiau vor.

Dann allerdings war auch das Ende des russischen Vorstoßes auf deutschem Gebiete gekommen. Ein überlegenes strategisches Genie, getragen von dem nationalen Willen todesmutiger deutscher Truppen, warf sich dieser, scheinbar mit unwiderstehlicher Naturkraft heranrollenden russischen Woge machtvoll entgegen. Bei Ortelsburg und Gilgenburg wurde die Narewarmee aufs Haupt geschlagen. Ihre Reste fanden in den ostpreußischen Sümpfen ein jämmerliches Ende. Bald darauf, in der ersten Hälfte des September, wurde die Wilnaarmee des Generals Rennenkampf unter blutigen Verlusten über die deutsche Grenze zurückgejagt.

Diesem siegreichen Vormarsch ohne gleichen folgte dann freilich aus Rücksichten auf die militärischen Operationen auf anderen Kriegsgebieten ein beschwerlicher Stellungskampf. Die zähe Verteidigung deutschen Landes konnte nicht verhindern, daß aus der Linie Grodno-Kowno heraus Ostpreußen an einzelnen Punkten seiner Grenzbezirke aufs neue bedroht wurde. Ja, an vielen Stellen brachte erst diese zweite russische Invasion auch dort Elend und Verwüstung, wo beim ersten Mal die russische Armee verhältnismäßig schonend vorgegangen war.

Auch diese Monate schwerer Bedrängnis für Ostpreußen gingen vorüber. In der großen Winterschlacht wurde

der Feind abermals mit furchtbaren Verlusten in seine Sümpfe und Wälder zurückgejagt. Aber selbst, als bereits der Kriegsschauplatz auf feindliches Gebiet verlegt worden war, konnte es noch einmal geschehen, daß russische Reichswehrhaufen den nordöstlichsten Zipfel Ostpreußens mit Memel durch Plünderung und Mordbrennerei heimsuchten. Erst der Vorstoß gegen Libau befreite Ostpreußen für immer von diesen ungebetenen Gästen.

War auch schon im Sommer dieses Jahres der ostpreußische Boden vom Feinde überall befreit, so waren doch die russischen Spuren im deutschen Gebiet leider noch allzu deutlich zu erkennen, und es lohnt sich, wenigstens einiges davon zu erzählen, wie es noch im Juni und Juli im ostpreußischen Grenzgebiet aussah. Glücklicherweise handelte es sich bei dem heimgesuchten Gebiet nur um einen verhältnismäßig nicht allzu großen Teil dieser schönen und reichen Provinz. Alles, was von der Invasion des Feindes nicht unmittelbar betroffen worden war, bot im Sommer schon wieder ein Bild des Friedens und fleißiger Kulturarbeit. Überall waren die Äcker bebaut, auf den weiten Wiesen sah man schon wieder Herden von schwarz-weißen Rindern und Pferde des stolzen ostpreußischen Schlages weiden und auf den dürren Dünenflächen fehlte es nicht an großen Schafherden. Wie immer horstete der Storch auf hohen Scheunendächern und im Felde sah man zahlreiche Männer und Frauen an der Arbeit, dem Lande eine reiche Ernte abzugewinnen. Fehlte es auch nicht an Resten von einzelnen Drahtverhauen, waren hier und da die Bäume niedergelegt, um das Feld für

die Tätigkeit der Artillerie frei zu machen, so war doch im allgemeinen der schwere, russische Alpdruck bereits gewichen und überwunden.

Ganz anders sah es aus, wenn man über Insterburg und Tilsit hinauskam. Wo immer man die Grenzgebiete betrat, überall fand man eine durch den russischen Einfall geschaffene Wüste. Es war noch nicht möglich gewesen, das Grenzgebiet, das zum besten Teil in Schutt und Asche lag, der freien Rückkehr der flüchtigen Bewohner wieder zu erschließen. Nur den arbeitsfähigen Familien war die Heimkehr zur Bebauung des Ackers freigegeben worden. So sah es denn hier noch schlimm genug aus. Gewiß war mit den spärlichen zur Verfügung stehenden Kräften viel geschafft worden, um das Land wieder nutzbar zu machen, aber der allgemeine Eindruck war doch niederdrückend, ja trostlos. Ein großer Teil der sonst so fruchtbaren Äcker lag brach; es war lehrreich zu beobachten, wie sich die Ackerflächen, die der menschlichen Arbeit entrückt waren, auf ihre Art zu schmücken suchten. Wilde Halme der verschiedenen Getreidearten schossen durcheinander empor, an einzelnen Stellen hatte sich Klee ausgesät und dehnte sich behaglich ins Weite, auch die Unkräuter wucherten überall üppig. Am meisten sah man die Kornblume und die weiß blühende Kamille. So leuchtete das Feld in den blau-weißen bayerischen Farben, was vielleicht für den ästhetischen Beobachter eine Freude war, den praktischen Landwirt aber mit Kummer erfüllen mußte. Wo sonst Brot für viele wuchs, blühten nun die wilden Blumen still für sich, zum Zeichen, daß die Natur, wie sie keine Sprünge macht, auch keinen

Stillstand kennt, wohl aber immer wieder in ihren ursprünglichen Zustand zurückzufallen trachtet, wenn sie sich der menschlichen Zucht entraffen kann.

Es seien nur einige Orte, in denen die Russen besonders arg gehaust hatten, genannt; aber das gleiche Bild, wie es hier an Beispielen geschildert wird, ergab sich überall dort, wo die Russen Zeit gefunden hatten, ihre eigentümliche Art von Kultur auf ostpreußischen Boden zu tragen. So hatten die Russen wiederholt in Lasdehnen fürchterlich gewütet. Schon im August waren sie hier, später kamen sie im Winter noch einmal, um bis Goldap vorzudringen. Überall traf der Blick auf zerstörte Hütten, zu beiden Seiten des Weges folgte Ruine auf Ruine; man hatte nur allzuviel Gelegenheit, den Grundriß des üblichen litauischen Hauses zu studieren. Der große Kachelofen mit Rauchfang und Schornstein in der Mitte des Hauses hatte vielfach die Zerstörung überdauert und ragte nun melancholisch in die Luft. Die Grundmauern, die ihn umgeben hatten, waren fast überall zu niedrigen Resten zusammengefallen. Wie den einzelnen Bauerngehöften, so war es auch zum Teil recht stattlichen Landgasthäusern ergangen. Fast alle waren bis auf die Grundmauern zerstört, und auch sonst war an die meisten übrigen Gebäude Feuer gelegt worden. In Pillkallen bot der Platz um die Kirche ein Bild fast völliger Zerstörung. Hier waren Apotheken, Banken und sonstige städtische Wohnhäuser reihenweise in Schutt und Asche gelegt worden, und man fragte sich umsonst, weshalb eigentlich die russische Armee in dieser barbarischen Weise gewüstet hatte.

Alles aber, was man sonst an Zerstörung sehen konnte,

wurde durch das Bild des Grenzstädtchens Schirwindt übertroffen. In Schirwindt ist wiederholt gekämpft worden, besonders zweimal heftig in der ersten Hälfte des Oktober. Manches, was uns hier an Verwüstung entgegentritt, mag sich durch diesen Kampf innerhalb des Ortes erklären lassen. Besonders ist es in der Ortskirche mit ihrem Doppelturm heiß hergegangen; nicht bloß Gewehrkugeln, auch Granaten und Schrapnells haben an ihr genagt und im Schiffe, sowie auf den Chören haben offenbar sehr heftige Zusammenstöße Mann gegen Mann stattgefunden. Die Inschrift an der Empore: „Friede sei mit Euch!" verhallte in dem Kampfgetümmel wirkungslos.

Mag man indessen den Kriegsnotwendigkeiten noch so viel zugute rechnen, hier in Schirwindt, wie an so vielen anderen Orten des ostpreußischen Grenzgebietes, kam man nicht darüber hinweg, daß sich die böswillige Lust am Zerstören bei den russischen Truppen fessellos ausgetobt hat. Nicht ein Haus, nicht ein Stall war unversehrt geblieben, alles war zugrunde gerichtet, und von dem zerschossenen Kirchturm, den man nur mit Gefahr und Mühe besteigen konnte, blickte man auf eine tote Stadt.

Der Zustand der zerstörten Orgel war besonders lehrreich. Man hatte sie nicht bloß zerschossen und zerschlagen, sondern sie auch aller metallenen Pfeifen systematisch beraubt, und ähnliche Beobachtungen, wie hier, konnte man allenthalben machen. Selbst am Kriegerdenkmal, in der Nähe der Kirche, waren der Bronzeadler und das Bronzebild des alten Kaisers abgelöst, auch die Telegraphen- und Telephondrähte wurden abgenommen und sorgfältig gesammelt. Offenbar

hatte man schon im vorigen Herbst in Rußland Mangel an Kupfer und Gießmetallen für Kanonen. Es mutet fast wie eine Ironie des Schicksals an, daß die deutschen Truppen bei ihrem raschen Vordringen in der Winterschlacht noch einen großen Teil der sorgfältig aufgestapelten Metallvorräte vorfanden und mit Beschag belegen konnten.

Immerhin mag man dieses wahllose Zusammenraffen von Kupfervorräten mit einer gewissen Zwangslage der russischen Regierung zu entschuldigen suchen. Das Zweckmäßige hat in sich selbst etwas Versöhnendes; was empört, ist nur das Sinn- und Zwecklose. Davon sah man leider in Schirwindt nur allzu viele Zeichen und Proben. Sobald die Russen erkannt hatten, daß sie genötigt waren, den Platz zu räumen, legten sie Brandschnüre durch die Häuser, in die Zimmer und über die Treppen und ließen sie aufflammen. So stand an ihrem Vorgehen der Mord und an ihrem Rückzuge der Brand.

Einen ganz ähnlichen Eindruck erhielt ich, als ich von Tilsit über Gumbinnen und Goldap nach Marggrabowa fuhr. Je mehr man am Rande der Romintener Heide entlang nach Süden kam, um so trostloser wurde das ganze von der russischen Invasion heimgesuchte Gebiet. An sich ist die Gegend landschaftlich recht sehenswert, ein Hügelland mit viel Wald und Wasser; aber sie war überall durch die verheerenden Spuren des Krieges gezeichnet. Zum Teil mochte man den trockenen Frühsommer für den dürftigen Stand der Äcker verantwortlich machen. In dieser Moränenlandschaft mit ihrer im allgemeinen nur dünnen Humusdecke, ihrem sandigen und steinigen Untergrunde wächst auch unter normalen Verhält-

nissen keine allzu reiche Ernte. Diesmal kam die ungenügende Vorbereitung des Bodens dazu, die Ernte mißraten zu lassen. Im Herbst und Winter hatten hier Russen gehaust, so daß eine Bestellung der Felder unmöglich war. Vielfach konnten die Bewohner erst um Pfingsten herum zu ihren zerstörten Häusern zurückkehren, und ein Teil der Äcker wurde erst im Monat Juni bestellt. Das zu spät ausgesäte Getreide war vielfach notreif geworden und verhieß nur einen spärlichen Ertrag; und doch freute man sich, wenn man wenigstens hier und da die nickenden Gerstenähren und den dünnen Hafer sah, oder wenn gar einige Roggenmandeln auf dem Felde standen. Der allgemeine Charakter des Landes war noch viel trauriger. Die Dörfer lagen verödet, aus den Umfassungsmauern der verbrannten Häuser ragte nur der Schornstein noch höher empor. Wo ein Haus stehen blieb, da war das Dach zerschossen und durch die Sparren drangen Sturm und Regen. Die Balken waren verkohlt, die Gärten verwüstet, Massengräber von deutschen und russischen Soldaten lagen überall am Wege. Der größte Teil der Felder mußte überhaupt unbebaut bleiben; sie waren von Unkraut und Disteln überwuchert.

Ein Besuch des Jagdhauses Rominten bestätigte, daß der Zerstörungstrieb mancher russischer Abteilungen nirgends Halt gemacht hatte. Der Forst selbst hatte allerdings die Leidenszeit im wesentlichen unverändert überdauern können. In den meilenweiten Wäldern, die zum Teil einen urwaldähnlichen Charakter tragen, während wieder an anderen Stellen viel aufgeforstet ist, hat man wundervolle Blicke, und im ganzen schien der Wald auch nach der russischen

Invasion wie geschaffen zur Erholung und Kräftigung ermüdeter Nerven. Aber schon mit dem Wildbestand war es fast zu Ende. Die Russen hatten während des Winters große Treibjagden veranstaltet und wahllos alles niedergeknallt, was ihnen vor die Gewehre kam. Vielfach fand man nachträglich stolze Hirschgeweihe verendeter Tiere im Walde; sie sind jetzt im Speisezimmer des Jagdschlosses Rominten untergebracht. Das Jagdhaus selbst ist in seinen Umrissen nicht wesentlich geschädigt, ja, als die Russen zum erstenmal im September 1914 hier eindrangen, hatten sie das Besitztum mit einer gewissen Schonung behandelt; aber als sie dann am 15. November zurückkehrten, um hier nun fast drei Monate hindurch bis in den Februar des nächsten Jahres zu hausen, da ließen sie ihre Zerstörungssucht an den Innenräumen aus. Vieles von der vorhandenen Einrichtung ist ruiniert oder gestohlen. Die Überzüge der Betten wurden mitgenommen, von den Sesseln und Bänken wurden die Leder abgeschnitten, die Fenster sind zum Teil zertrümmert, die Türen erbrochen, die Schränke geplündert. Ganz besonders richteten die Russen ihre Wut gegen die Bilder an den Wänden, soweit sie nicht vorher schon aus den Rahmen genommen waren. Ein Teil der geraubten Geweihe konnte später den Russen wieder abgejagt werden. Im ganzen zeigte das idyllische Schlößchen, mit welchen barbarischen Mitteln die Russen in Ostpreußen auch dort Krieg geführt haben, wo von irgendwelchen militärischen Notwendigkeiten nicht die Rede sein konnte.

Die gleichen Eindrücke erhielt man auf dem von Tilsit nach Memel und weiter über Nimmersatt nach Libau führenden Wege. Kurz vor Memel liegt hier dicht am Wege das

von den Russen völlig zerstörte und verbrannte Gut Karlshof; es kennzeichnet ganz besonders deutlich die russische Mordbrennerei, wie sie sich auf dem Raubzuge nach Memel empörend offenbarte. Nicht genug, daß man dem Besitzer den roten Hahn aufs Dach setzte; aus reiner Lust am Bösen mordete man seine Frau. Und wie man von überall her das Vieh von den Weiden zusammentrieb, die Möbel aus den Häusern, die landwirtschaftlichen Geräte aus dem Schuppen auf Wagen verlud und über die Grenze schaffte, so trieb man auch die Bewohner zu Tausenden zusammen, um sie in das Innere Rußlands zu verschleppen.

Glücklicherweise hatten diese Räuber nur wenige Tage Zeit, um ihr Unwesen zu treiben. Dann kam die rasche Rache über sie. Aber schon in dieser kurzen Zeit wurde so viel Schaden angerichtet, so viel Unheil verübt, daß die Wirkungen dieses Raubzuges noch längst nicht beseitigt werden konnten und noch auf Jahre hinaus zu spüren sein werden.

Wie Schirwindt, so brauchen zahlreiche andere Orte der ostpreußischen Grenze einen Paten, der ihren Wiederaufbau zugleich fördert und in verheißungsvolle Bahnen zu lenken bemüht bleibt. Es kann in der Tat für leistungsfähige Gemeinden keine schönere Aufgabe geben, als sich an der Aufrichtung solcher fast von Grund auf zerstörten Orte zu versuchen. Allzu vieles, was der Schonung und der Erhaltung bedarf, ist leider nicht vorhanden, und wo es sich um Orte handelt, die bisher keine besondere Eigenart aufweisen konnten, da dürfte es sich kaum lohnen, sie in ihrer bisherigen Gestalt wieder erstehen zu lassen.

Hier ist die Möglichkeit gegeben, aus den Ruinen wirklich

neues Leben entstehen zu lassen und das Böse insofern zum Guten zu wenden, daß an die Stelle des Früheren etwas Besseres gesetzt wird. Gewiß kann es sich nicht darum handeln, Salonstädte zu schaffen, die nur den ästhetischen Sinn befriedigen, ohne vor der nüchternen Praxis bestehen zu können, wohl aber ist eine Einwirkung dahin möglich, daß aus dem Nützlichen und Praktischen heraus neue Formen entwickelt werden, damit auf dem Boden der zerstörten Orte Mustersiedelungen entstehen, die das Auge erfreuen und zugleich mit festen Füßen in den Lebensbedürfnissen ihrer Bewohner wurzeln. Dann wird die ostpreußische Grenze, die während einer schweren Prüfungszeit fast wie eine von Menschenhand geschaffene Wüste anmutete, zu einem Vorbild werden, nicht bloß für dieses Grenzgebiet selbst, sondern auch für die Nachbarbevölkerung auf dem bisher russischen Boden.

Ich bin auf fünf verschiedenen Straßen über die ostpreußische Grenze nach Rußland hineingefahren, auch benutzte ich wiederholt die von Eydtkuhnen nach Kowno und Wilna führende Bahnlinie. So konnte ich einen sehr erheblichen Teil des russischen Grenzlandes selbst sehen. Trotz aller Verschiedenartigkeit der Landschaft und ihrer Bewohner an diesen Hauptverkehrslinien, empfing man doch immer den gleichen Eindruck, daß nämlich mit der Grenze auch die Verwüstung messerscharf abschnitt. Während beispielsweise Eydtkuhnen in Trümmern lag, war drüben in Kibarty und Wirballen fast alles heil und unzerstört, obgleich auch hier wiederholt gekämpft worden ist und eigentlich diese russisch-litauischen Grenzorte in ihrer Dürftigkeit und Unsauberkeit besondere Schonung kaum beanspruchen konnten.

Ja, die deutsche Verwaltung hatte umgekehrt schon manches getan, um sie bewohnbarer zu machen. Der Schmutz war zum großen Erstaunen der eingesessenen Bevölkerung von den Straßen fortgefegt worden, die vielfach gar nicht ahnte, daß unter der dichten Schicht von Schlamm und Dung sich ein ganz leidliches Pflaster befand. Tauroggen allerdings ist ziemlich zerschossen. Sein billiges Jahrhundertdenkmal zur Erinnerung an die hier abgeschlossene Konvention, das merkwürdigerweise völlig unversehrt geblieben ist, wirkte gerade in dieser Umgebung recht unzeitgemäß. Aber hier gaben militärische Rücksichten den Ausschlag.

Sonst indessen hat die deutsche Heeresleitung den tatsächlichen Beweis dafür erbracht, daß der Krieg bei aller Rücksichtslosigkeit in Hinsicht des Kriegszweckes doch bis zu einem gewissen Grade schonend geführt werden kann. So liegt kaum 500 m von Schirwindt entfernt, jenseits der Grenze, der russische Ort Wladyslawow. Es ist ein litauisches Städtchen, durchaus nicht ohne Stil gebaut, mit erheblich größeren Abmessungen als Schirwindt. Zum Glück für diesen Ort hat der deutsche Gegner seine Waffen mit Anstand geführt. Tatsächlich war Wladyslawow fast völlig im alten Zustande, nur wenige Häuser waren im Kampf durch Granaten beschädigt, sonst war nichts zerstört. Nirgends waren Fensterscheiben eingeschlagen worden, und die beiden hochragenden Kirchen des Ortes, des griechischen und katholischen Ritus, streckten ihre unversehrten und kaum von Flintenkugeln gestreiften Türme stolz in die Luft. Auch die litauische Bevölkerung ging ihrer gewohnten Beschäftigung unbekümmert wie im Frieden nach, und der ge-

2*

räumige Marktplatz war von langen Zeilen unversehrter Häuser umrahmt.

Man konnte sich keinen stärkeren Gegensatz denken, als es das völlig zerstörte und von seiner Einwohnerschaft verlassene Schirwindt auf der einen und das ganz unversehrte Wladyslawow auf der anderen Seite bot, in welchem die Bewohner sich so frei bewegten, als hätte es nie einen deutsch-russischen Krieg gegeben.

Nach Kurland hinein.

Die prachtvolle Chaussee, die über Memel zum letzten preußischen Ort Nimmersatt führt, hört an der Grenze auf. An Stelle des vortrefflichen Pflasters tritt knietiefer Sand, in dem die Wagen nur schwer vorwärts gebracht werden können. Es ist nicht recht verständlich, weshalb die Russen durch diese Vernachlässigung der Straßen, die in so schroffem Gegensatz zur preußischen Seite steht, auf ihre niedrigere Kulturstufe gleichsam mit dem Finger hinweisen. Von russischer Seite hörte ich allerdings, daß man die Grenzverbindung absichtlich in schlechtem Zustande gehalten habe, um einen stärkeren Verkehr nach Deutschland hin zu unterbinden und um bei kriegerischen Auseinandersetzungen den deutschen Vormarsch über die Grenze zu erschweren. Einige absichtlich geschaffene Hindernisse des Verkehrs sind vielleicht tatsächlich durch strategische Rücksichten mit veranlaßt worden. Aber im allgemeinen wird man auch in diesem Falle behaupten kön-

nen, daß die russische Indolenz an solchem jammervollen Zustande viel mehr beteiligt ist, als irgendwelche Berechnung, die sich ja ohnehin als vergeblich herausgestellt hatte. Denn die Straßen im Innern Rußlands sind auch nicht besser, eher noch schlechter, und es lohnt sich, sie in einem besonderen Kapitel zu betrachten.

Jedenfalls kann soviel gesagt werden, daß an Stelle des vortrefflichen engmaschigen Netzes von chaussierten Wegen und Bahnlinien, wie sie in Ostpreußen angetroffen werden, auf russischer Seite ein mangelhaftes und weitmaschiges Verkehrsnetz tritt, das jede intensivere Kultur, jeden stärkeren Verkehr von Ort zu Ort und weiterhin über Land selbst ausschließt. Das erste, was man, über die Grenze kommend, erblickt, sind die mit dem Doppeladler bemalten russischen Grenzpfähle, anscheinend schwarz-weiß gestrichen, mit einer dünnen roten Linie zwischen beiden Farben. In Wirklichkeit ist es nicht das vertraute schwarz-weiß-rot, sondern schwarz-orange-silber, die Hausfarben der Romanows.

Die russischen Zollhäuser sind zerschossen. Der erste Ort ist Polangen, ein dürftiges Städtchen mit einem Schloß des Besitzers der Grafschaft Polangen, des Grafen Tyskiewicz. Wir sind dicht an der Ostsee, deren blinkende Fläche herüberwinkt. Polangen selbst beansprucht in aller Bescheidenheit ein Seebad zu sein. Hier war es, wo die flüchtenden Reichswehrhaufen der Russen am 24. März d. J. von der deutschen Flotte beschossen wurden und einen großen Teil ihres Raubes fahren lassen mußten. Da sie sich im Schloß selbst zu decken suchten, so hat es gleichfalls einige Treffer abbekommen, und

in die ihm angebaute Kapelle hat eine Granate ein Loch gerissen, groß genug, um ein Heufuder durchfahren zu lassen. Polangen selbst, obgleich es von Litauern bewohnt ist, gehört politisch bereits zu Kurland, das sich hier mit einem schmalen, kaum 10 km breiten Streifen an die preußische Grenze heranschiebt. Früher drängte sich Russisch-Litauen zwischen Preußen und Kurland, aber nach der polnischen Erhebung im Anfang der dreißiger Jahre des vorigen Jahrhunderts, die noch manche andere politische Verschiebung im russischen Gebiet zur Folge hatte, wurde auch Polangen von Litauen losgetrennt und zu Kurland geschlagen.

Es dauert einige Zeit, ehe der lange, zu Polangen gehörige Forst durchquert ist, und auch in dem eigentlichen Kurland, das jetzt erreicht wird, geht es durch meilenlange Wälder weiter. Zunächst noch in den Dünen oder doch in der Nähe der Ostsee. Man merkt hier bereits, daß, an Mitteldeutschland gemessen, in Kurland ein erheblich rauheres Klima herrscht. Die Waldbäume, ganz besonders auch die Birken, sind viel gedrungener als bei uns, und der Winter dauert vier Wochen länger. Wenn in Mitteldeutschland die Rosen blühen, dann bedecken sich in Kurland erst Kastanien und Flieder mit ihren Dolden und Kerzen, und bei Sommeranfang stehen die Päonien auf der Höhe ihrer Pracht.

Der größte Teil des Weges von Polangen bis Libau führt durch schlecht gepflegten Wald; befinden wir uns doch im Gebiete großer russischer Staatsdomänen. Ein gutes Drittel des ganzen kurländischen Bodens, darunter auch ausgezeichneter Ackerboden, befand sich bisher im Besitz des russischen Staates und wurde nur forstwirtschaftlich ausgebeutet,

ohne der Besiedlung erschlossen zu werden. Hier liegt einer der Gründe, weshalb Kurland, obwohl durchweg fruchtbar und in seiner Ausdehnung etwa so groß wie Belgien, noch nicht viel mehr als eine halbe Million Einwohner zählt, während Belgien bekanntlich fast acht Millionen Menschen Unterhalt gewährt. Auch der schlechte Stand der Forsten ist nicht zufällig. Die russische Regierung in ihrem Bestreben, den deutschen Einfluß so viel als möglich zurückzudrängen, hat schon in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts die deutschen Förster, die früher die kurländischen Wälder sachgemäß verwalteten, beseitigt und durch russische Beamte ersetzt, die von der Pflege des Waldes nichts wissen und in ihm nur einen Gegenstand der Ausbeutung erblicken.

So führt die Straße Werst auf Werst in eintöniger Waldesstille weiter; bisweilen trifft man dann auf eine freie Fläche, die aber auch nur zum Teil beackert ist, während der größere Rest nur dürftige Weide bietet. An einer solchen Stelle liegt auch wohl eine lutherische Landkirche, da die sämtlichen Bewohner des Landes, Deutsche wie Letten, Lutheraner sind. Am Wege neben der Kirche steht der geräumige Dorfkrug, in dem die mit Pferd und Wagen von allen Seiten zusammenströmenden Gemeindemitglieder ihr Fuhrwerk unterstellen und sich nach dem Gottesdienst zu einer Stärkung und zu einer Plauderstunde zusammenzufinden pflegen. Größere Ortschaften fehlen in diesem Teil des Landes fast vollständig und sind auch sonst nur spärlich gesät.

Nach niederdeutschem Vorbilde liegen die Bauernhöfe, „Gesinde“ genannt, einzeln oder zu zweien, das Wohnhaus umgeben von Scheunen, Ställen und dem unvermeid-

lichen Badehaus, in dem primitive Dampfbäder hergestellt werden. Doch auch solche Gehöfte bilden nur seltene Oasen in der ausgedehnten Waldwildnis. Die Straße, auf der vor 700 Jahren bereits die deutschen Ritter nach Livland zogen, wendet sich allmählich aus der Dünengegend heraus in das Innere des Landes, um den großen Pappensee, in den die Ruzau fließt, zu umgehen.

Mit den Sanddünen tritt auch die K i e f e r zurück. Im Innern ist die F i c h t e der eigentliche Waldbaum. An so manchem stolzen Baum sieht man hier, wie fruchtbar der Boden sein muß und wieviel das Land auf dem Gebiet des Ackerbaues leisten könnte, wenn einerseits eine geordnete Forstwirtschaft eingeführt und andererseits der entbehrliche Teil des Waldes gerodet würde.

Bei dem kleinen Ort N i e d e r = B a r t a u biegt dann die Straße wieder nach Westen um und tritt nun auf den schmalen Dünenstreifen zwischen der Ostsee und dem Libauer See, einem alten Haff, das in neuerer Zeit wieder künstlich mit der Ostsee verbunden wurde. Hier war die Straße von den Russen völlig zerstört worden; die deutsche Oberleitung hatte, ehe sie wieder hergestellt werden konnte, einen Knüppeldamm durch die Dünen hindurch zum Strande gelegt, der ein sicheres, wenn auch nicht gerade bequemes Weiterkommen gestattete. So fuhr man die letzten 10 km unmittelbar auf dem feuchten Strande Libau entgegen, neben sich die Ostsee in scheinbarer Unendlichkeit und vor sich die turmreiche Stadt Libau.

In Libau.

Durchwandert man die Straßen Libaus, so staunt man immer wieder über ihre ausgeprägte deutsche Eigenart. Der russische Anstrich lagert auf dem Ort nur wie ein dünner Firnis. Besonders die innere Stadt macht einen Eindruck, wie irgendeine etwas zurückgebliebene Stadt der deutschen Wasserkante. Etwas anderes ist es mit den an der Peripherie der Stadt entstandenen neuen Straßen. Da sich Libau im letzten Jahrzehnt industrialisierte und damit zusammenhängend seine Bevölkerung von 10 000 auf fast 100 000 Einwohner steigerte, so begreift es sich, daß die äußeren Straßen mit der inneren Stadt nicht ganz übereinstimmen wollen. Sie haben etwas Charakterloses, auch ist die größtenteils lettische Fabrikbevölkerung nicht gerade angenehm; und doch, an dem deutschen Gepräge der Stadt ändern diese Umstände so gut wie nichts; überall ist eine Verständigung in deutscher Sprache möglich.

Die Straßenschilder waren früher in russischer, deutscher und lettischer Sprache gehalten; aber als der Krieg ausbrach, wurden die deutschen Namen übertüncht; sobald die Deutschen in die Stadt eingezogen waren, stellten sie den früheren Zustand wieder her. Etwas mühsam ist es zuerst, die in russischen Buchstaben geschriebenen Firmennamen zu lesen; hat man sich indessen einigermaßen mit dem russischen Alphabet vertraut gemacht, so findet man auch hier unter der fremdländischen Decke zum guten Teil deutsche Namen. In dem halben Jahre der deutschen Verwaltung ist die Stadt

nach jeder Beziehung neu geordnet worden. Glücklicherweise hatte sie selbst bei der Besetzung durch unsere Truppen und dem Bombardement von der See her fast gar nicht gelitten. Jetzt können die kleinen Übergangsschwierigkeiten der ersten Zeit als überwunden gelten. Erscheint doch bereits eine viel gelesene deutsche Zeitung in Libau, und in den Hauptstraßen der inneren Stadt herrscht ein reges Leben und Treiben, von der deutschen Verwaltung geordnet, aber kaum behindert.

Noch lebhafter geht es bei schönem Wetter auf der zum Kurhaus führenden Promenade her. Fehlten auch in diesem Jahre aus begreiflichen Gründen die auswärtigen Badegäste, so benutzten die Libauer selbst ihre Badeeinrichtungen um so eifriger. In der Tat kann man sich an dem Ausblick über die dunkelblaue See kaum sattsehen, und bis tief in den Herbst hinein bot der ausgezeichnete Strand die herrlichsten Seebäder. Jedenfalls sah ich den Strand den ganzen Tag über belebt. Die Libauer jungen Damen flirteten mit den Feldgrauen, vergnügt, als lebten wir im tiefsten Frieden in der besten aller Welten.

Das schließt natürlich nicht aus, daß unter der Decke auch andere Stimmungen sich verbergen, aber die große Masse der Bevölkerung hat sich schnell in die neuen Verhältnisse eingelebt und findet offenbar ihr Los erträglich. Man hat längst erkannt, daß die dunklen Andeutungen der russischen Beamtenschaft über die deutsche Rücksichtslosigkeit und ihre Gefahren nichts als leeres Gerede waren, und heute lächelt man nur noch über die russischen Würdenträger, die so rücksichtslos ihre Macht ausnutzten und jeden, der nicht nach der Pfeife

der russischen Regierung tanzen wollte, mit Argwohn betrachteten.

Es ist bezeichnend für den Druck, unter dem die Deutschen vor der Besetzung der Stadt von der russischen Beamtenschaft gehalten wurden, daß man sie nötigte, an einem Dankgottesdienst teilzunehmen, der anläßlich der Eroberung von Przemysl abgehalten wurde. Die Deutschen, um nicht eine Verschickung nach Sibirien zu gewärtigen, machten nach Möglichkeit gute Miene zum bösen Spiel. Aber auch die russischen Beamten hatten keine reine Freude; denn gerade während dieses Gottesdienstes kam die Nachricht nach Libau, daß Polangen von der deutschen Flotte beschossen worden sei, und gleichzeitig legte sich ein anderer Teil der deutschen Flotte im Halbkreis drohend um den Libauer Hafen herum. So mischten sich Triumph und Sorge in seltsamer Weise, man feierte das Dankfest mit schlotternden Knien.

In Libau selbst rückten unsere Truppen noch rechtzeitig ein, um ein kleines Pogrom, das gegen die deutschen Einwohner vorbereitet worden war, zu verhindern. Schon waren die verdächtigen Persönlichkeiten in genauen Listen festgestellt und die Türen ihrer Häuser durch Kreuze kenntlich gemacht. Am 8. Mai wollte man die deutschen Bewohner überfallen und ihre Häuser zerstören; aber schon am 7. Mai rückten die deutschen Truppen ein und machten durch ihre Gegenwart den schändlichen Plan zunichte. Aber darüber hinaus bedeutete die Besetzung Libaus durch die deutschen Truppen eine Erlösung für alle des Deutschtums verdächtigen Einwohner. War doch bereits ein Teil der Bevölkerung in das Innere Rußlands

zwangsweise abgeschoben. Nun konnte der zurückgebliebene Rest wieder aufatmen.

Den übrigen deutschen Städten der baltischen Provinzen geht es leider viel schlimmer. Auch unter den deutschen Edelleuten ist fürchterlich gewütet worden. Allein aus Mitau wurden Tausende von Verdächtigen ausgewiesen und zum großen Teil nach Sibirien abgeschoben. Ebenso erging es den zahlreichen in Kurland lebenden Juden. Man hat berechnet, daß sich die Zahl dieser Unglücklichen auf 30 000 bis 40 000 beläuft, darunter in der Mehrzahl Frauen und Kinder. Wohin man auch in Kurland kommt, überall hört man von der entsetzlichen Lage, in der sich die unglücklichen Verschickten befinden, von den furchtbaren Demütigungen, denen sie ausgesetzt sind. Kaum ein Drittel, so sagte man mir, wird diese Leidenszeit überstehen, viele sind bereits den Entbehrungen erlegen oder siechen hilflos dahin.

Libau ist nicht bloß Industriestadt und Badeort, sondern auch Festung. Wenn auch die Russen gleich zu Anfang des Krieges in kopfloser Bestürzung die Landbefestigungen teilweise selbst in die Luft sprengten, so blieb doch immer noch der Libauer Kriegshafen übrig. Man kann an seinem Beispiel besonders deutlich sehen, welche eigenartige Methode in Rußland bei der Anlage solcher großzügigen Entwürfe befolgt wird. Zweifellos, der Kriegshafen ist im großen Maßstabe angelegt, man hat ungezählte Millionen in ihn hineingesteckt, aber er macht trotzdem einen völlig unfertigen Eindruck; es sieht fast so aus, als hätte man seine Fertigstellung schon vor dem Kriege aufgegeben. Offenbar hatten die Beamten und Unternehmer hier genug verdient und wollten

deshalb weiter nördlich das Spiel noch einmal wiederholen. Dafür war aber bereits eine ganze Beamtenstadt in der Nähe des unfertigen Hafens entstanden; ein prunkhaftes, mit unerhörtem Luxus eingerichtetes Kasino für die Marineoffiziere übertrifft alles, was man auf diesem Gebiete sonst zu sehen bekommt.

Nicht minder kostspielig dürfte der Bau der griechisch-katholischen Marinekathedrale gewesen sein; sie macht mit ihren fünf Zwiebeltürmen und dem vergoldeten Glockenturm einen gewaltigen Eindruck. Da die deutsche Verwaltung sie in ihren Schutz genommen hat, so blieb sie von den Kriegsereignissen völlig unberührt. Der Eindruck des Innern ist mit seinen edlen Abmessungen und in seiner funkelnden Pracht außerordentlich; es strahlt von Gold und edlen Steinen. Eine verschwenderisch verzierte Bilderwand mit zahlreichen, in kostbare Rahmen gefaßten Heiligenbildern trennt den Hauptraum von dem Allerheiligsten mit seinem riesigen Altar, auf dem ein prachtvoll gebundenes Evangelienbuch liegt. Viele Millionen Rubel sind in diesen Bau, der nun zwecklos dasteht, hineingesteckt worden; dafür hat dann das Geld zum Ausbau des Kriegshafens offenbar nicht gelangt, was auch ein Zeichen der üblichen russischen Wirtschaft ist.

Von Libau nach Schaulen.

Wer nur den Weg von Memel nach Libau kennt, der kennt nur einen Teil und vielleicht den am wenigsten reizvollen Teil Kurlands. Dieses „Gottesländchen", wie es von seinen Bewohnern gern genannt wird, ist viel interessanter und abwechselungsreicher, als es nach seinem südwestlichen Abschnitt erscheinen könnte. Ich hatte Gelegenheit, auch große Teile des übrigen Kurlands zu sehen, und besonders führte mich die Begleitung eines Kavalleriekorps quer durch Kurland bis tief in das litauische Gebiet hinein.

In der Mitte des Juli, als die Sonne noch fast den ganzen Tag über dem Horizont stand und die Dämmerung nur wenige Stunden sich herabsenkte, zogen wir von Libau aus über das hübsche Städtchen G r o b i n mit seiner stolzen Ordensruine nach A m b o t e n, wo sich der Stab unserer berittenen Truppen befand. Hier und auf dem weiteren Wege nach Osten offenbart sich Kurland in seiner ganzen Schönheit und Eigenart. Es ist ein ausgedehntes Gebiet mit fast durchweg fruchtbarem Boden und von hohem landschaftlichem Reiz. Den Schwaben erinnert die Gegend an den Schwarzwald, den Mitteldeutschen an die Vorberge des Harzes und Thüringens, in jedem Falle wirkt sie auf Deutsche heimatlich. Überall, wohin der Blick sich wendet, trifft er auf Wasser, bewaldete Hügel, fette Wiesen und Äcker in reicher und entzückender Abwechselung.

Über das ganze Land hin sind die stattlichen H e r r e n - h ä u s e r, die bisweilen stolzen Schlössern gleichen, zerstreut.

Das Hauptgebäude liegt fast immer etwas abseits vom Wege; nach vorn sind einer großen offenen Halle Blumenbeete vorgelagert, die übrigen Seiten des geräumigen Hauses sind von einem Park umgeben, niemals fehlt es an ausgedehnten Anlagen für Gemüse und Obst, und oft findet man Gewächshäuser mit prächtigen Orchideen und immergrünen Pflanzen. Die Wirtschaftsgebäude, Ställe und Scheunen breiten sich ringsherum in erheblichem Abstande aus; immer ist ein Teich in der Nähe. Oft ist das ganze Gut von einem Wassergraben umgeben, und hier und da zeugen Ruinen davon, daß einst eine starke Burg neben dem heutigen Hause gestanden hat. An Unterkunftsgelegenheiten mangelt es in solchen Gutshäusern fast nie; sie enthalten zahlreiche Wohn- und Schlafzimmer, eine notwendige Voraussetzung der hier üblichen und durch die Verhältnisse gebotenen Gastlichkeit, denn die Wege sind weit, und an Bahnen mangelt es fast gänzlich.

Da die Bewohner in den langen Wintermonaten fast nur auf sich selbst und auf die gelegentlichen Besuche ihrer Nachbarn angewiesen sind, so erklärt es sich leicht, daß sie fleißige Bücherleser sind. Oft findet man stattliche Bibliotheken und darin so manches alte Buch aus der Weltliteratur, das bei uns zu Hause kaum noch aufzutreiben wäre. Aber die Hauptmasse dieser Büchereien setzt sich aus deutschen Büchern und Zeitschriften zusammen.

Wohin unser Weg auch führte, überall traf man auf deutsche Besitzer oder doch auf deutsche Namen. Die Deutschen stellten eben seit Jahrhunderten den herrschendn Stand der Grundbesitzer, und sie haben sich in dieser Stellung bis auf die Gegenwart zu behaupten gewußt. Im letzten

Sommer allerdings waren die Gutshöfe fast alle von ihren Besitzern verlassen. Die Russen hatten die Deutschen nach irgend einer Gegend im Innern Rußlands zwangsweise abgeschoben. So wurde in Niegranden an der Wenta erzählt, daß der deutsch-baltische Gutsherr kürzlich fortgeschleppt und wahrscheinlich ermordet worden sei. Dabei waren die beiden Söhne dieses Besitzers Offiziere im russischen Dienst.

Einen ähnlichen Fall erlebte ich selbst einige Tage später. Unsere Truppen brachten einen russischen Gardedragoner, einen Einjährig-Freiwilligen, der bereits Unteroffizier war. Man hatte ihn in einer Scheune versteckt zusammen mit seinem Vater gefunden. Der Sohn hatte einen Urlaub benutzt, um seinen Vater, einen baltischen Oberförster, in seinem heimatlichen Hause zu besuchen. Obgleich es sich also hierbei um einen russischen hohen Beamten und um einen angehenden russischen Offizier handelte, waren beide von den Kosaken gefangen genommen und in einer Scheune eingesperrt worden, um später abtransportiert zu werden. Es kümmerte die Kosaken nicht weiter, daß Vater und Sohn in russischen Diensten standen; es genügte ihnen, daß es „Deutsche" waren, um sie festzunehmen. In diesem Falle kamen allerdings unsere Truppen den Kosaken zuvor. Sie fanden die beiden Personen in der Scheune, ließen den Vater frei und nahmen den Sohn gefangen, der nun sehr unglücklich bei dem Gedanken war, daß ihn sein Regiment als Deserteur betrachten könnte. So wüteten die Russen auch gegen solche Deutsche, deren Söhne auf russischer Seite kämpfen, ja gegen russische Offiziere und Mannschaften deutscher Abkunft. Sie wurden massenhaft abgeschoben.

Es versteht sich, daß man mit den Herrenhäusern, deren Besitzer zwangsweise entfernt wurden, nicht gerade glimpflich verfuhr. Wo man sie nicht niedergebrannt hatte, da hatte man sie doch gründlich ausgeplündert. Alle Türen und Schränke waren erbrochen, alle Kästen durchwühlt, die Bücher auf den Fußboden geworfen und zerrissen. In manchen Zimmern lag das Gerümpel fußhoch; sie mußten, um sie einigermaßen bewohnbar zu machen, erst einmal gründlich gesäubert werden, dann mochte es bei bescheidenen Ansprüchen gehen. Man hatte wenigstens ein Dach über sich, und auch Matratzen gab es meistens noch in ausreichender Zahl.

War man aber wirklich einmal mit derartigen Verhältnissen unzufrieden gewesen, so lernte man die kurländische Kultur vollends schätzen, als es nach Litauen hineinging. Hier traf man nicht nur auf jammervolle Wege, sondern auch die Wohnhäuser waren fast durchweg von höchster Dürftigkeit und Unsauberkeit; zumal die Arbeiter der einzelnen Gutshöfe hausten vielfach in dumpfen Erdlöchern, die so schmutzig waren, daß sie für die Unterkunft der deutschen Truppen überhaupt nicht in Betracht kommen konnten. Hier mußte man schon zufrieden sein, wenn man ein Bündel Stroh oder Heu fand; es kam auch vor, daß man den Fußboden irgendeines übelriechenden Loches als Lager benutzen mußte.

Nicht ohne Mühe wurde schließlich die große Reichsstraße erreicht, die von Tauroggen über Schaulen nach Mitau und weiterhin nach Riga und Petersburg führt. Aber der Zugang zur kurländischen Hauptstadt Mitau war vorläufig noch durch die russische Verteidigungslinie gesperrt. Erst am

1. August wurde es bezwungen. In südlicher Richtung kam ich nach dem Städtchen Janischki, das eben erst von unseren Truppen besetzt worden war. Von hier ging es dann in großem Bogen nach Südosten um Schaulen herum, das sich dem deutschen Angriff hatte beugen müssen. Galt es doch jetzt, die in östlicher und südöstlicher Richtung abziehenden russischen Truppen nach Möglichkeit abzufangen. Diese Aufgabe wurde mit bewunderungswürdigem Geschick gelöst, und besonders bei Pokroj erlitten die flüchtenden Russen sehr erhebliche Verluste an Toten und Gefangenen. Der Weg dahin führte durch einen Teil Litauens, der den allerfruchtbarsten Boden aufwies.

Über das Schlachtfeld von Pokroj fuhr ich dann in westlicher Richtung nach Schaulen, das ich in der Nacht zum 24. Juli erreichte. Es ist eine von jenen westlichen Städten Litauens, die in den letzten Jahrzehnten aus der Nähe der deutschen Grenze erheblichen Vorteil gezogen hatten. Obgleich es keine direkte Bahnlinie nach Ostpreußen hatte, war es doch fast mit amerikanischer Geschwindigkeit aufgeblüht. Nun aber hatte es durch den Krieg fast schlimmere Heimsuchung erlitten, als irgendein anderer russischer Ort, den ich sah.

Schon als die deutschen Truppen es Ende April zum erstenmal besetzten, war ein großer Teil der Stadt einem verheerenden Brande zum Opfer gefallen. Jetzt im Juli war es bei der zweiten Belagerung vollends in Rauch und Flammen aufgegangen. Von den langen, die Kirche umgebenden Straßenzeilen war kaum ein Haus unversehrt geblieben. Nur rauchgeschwärzte Mauerreste und verkohlte

Balken zeugten davon, daß hier einst Tausende von regsamen Menschen ihrer Hantierung nachgingen. Und wohin man auch den Schritt wenden mochte, überall bot sich das gleiche Bild des Grauens. Die Bewohner hatten zum größten Teil den Ort geräumt, so daß es besonders des Nachts unheimlich still in ihm war. Hier, wie an manchem anderen, vom Kriege mitgenommenen Ort schien es eine fast unlösbare Aufgabe, die durch den Krieg geschaffene Öde wieder zu beleben. Und doch genügten wenige Wochen der deutschen Verwaltung und Ordnung, um das scheinbar Unmögliche zu verwirklichen. Allmählich fing es an, sich zu regen; ein Teil der verschüchterten Bewohner fand sich zurück, einige vom Unheil verschont gebliebene Türen öffneten sich, und aus aller Verwüstung nahm man doch die Hoffnung mit, daß bessere Zustände nach dem kommenden Frieden hier wie im ganzen deutschen Osten die Wunden wieder heilen würden, die der erbarmungslose Krieg geschlagen.

Baltische Stimmungen.

An dem deutschen Charakter Kurlands kann für jeden, der die Verhältnisse unbefangen betrachtet und Gelegenheit hat, sich über die Stimmung der Bevölkerung genauer zu unterrichten, kein Zweifel sein. Daß ein sehr erheblicher Teil des Landes sich in deutschem Besitz befindet, darauf wurde bereits hingewiesen. Es würde zu irrigen Schlußfolgerungen führen, wollte man die Bevölkerung allein der Zahl nach abschätzen. Die Deutschen bilden allerdings nur eine verhältnismäßig kleine Minderheit der gesamten Bevölkerung, deren größter Teil aus Letten besteht. Aber die Deutschen sind nicht bloß die Herren von Grund und Boden, sondern sie haben auch dem Lande erst die Kultur gebracht, und ihr Einfluß war bis in die jüngste Zeit hinein für das ganze Land durchaus maßgebend.

Allerdings trugen sich die Russen mit dem Gedanken, Kurland planmäßig zu russifizieren. Zu einigen Ansätzen dazu war es auch vor dem Kriege bereits gekommen, aber die größeren Pläne, um Kurland russisch zu machen, gelangten noch nicht zur Ausführung. Insbesondere hat man bisher nur mit dem Gedanken gespielt, den großen russischen Domänenbesitz an russische Bauern aufzuteilen. Mag sein, daß, wenn es wirklich gelungen wäre, dreihunderttausend russische Bauern nach Kurland zu überführen, damit auch der deutsche Charakter des Landes auf die Dauer völlig ausgetilgt worden wäre. Aber das waren eben nur allrussische Hoffnungen und Entwürfe.

Umgekehrt sind die deutschen Gutsbesitzer bereits seit der revolutionären Bewegung von 1905 dazu übergegangen, einzelne Güter aufzuteilen und mit deutschen Kolonisten aus dem russischen Südosten zu besiedeln; diese Versuche konnten vor dem Kriege als durchaus verheißungsvoll angesehen werden. Der Krieg hat dann freilich diesen Bestrebungen zur Erschließung des Landes für deutsche Kolonisten mit einem Schlage ein Ende gemacht. Aber es steht nichts im Wege, daß sie nach dem Kriege mit neuer Kraft und noch besserem Gelingen wieder aufgenommen werden, sobald einmal der russische Druck von den Bewohnern genommen und ihnen die zum Leben notwendige Bewegungsfreiheit gewährleistet ist.

Auch heute noch ist Kurland im wesentlichen als deutsches Gebiet anzusprechen. Soweit man von einer allgemeinen Verkehrssprache sprechen kann, läßt sich darunter nur das Deutsche verstehen; denn russisch wird fast nirgends gesprochen und die Letten, die den größten Teil der ländlichen Bevölkerung ausmachen, verstehen fast durchweg Deutsch. Ein großer Teil von ihnen spricht es auch durchaus genügend; sie sind eben fast alle durch die deutsche Schule gegangen.

Der wirtschaftliche Gegensatz zwischen Deutschen und Letten ist allerdings nicht in Abrede zu stellen; er erklärt sich aus dem Verhältnis des Herrn zum Knecht, des Arbeitgebers zum Arbeitnehmer. Eine Zeitlang waren auch die Letten den russischen Lockungen zugänglich, sie ließen sich gegen die deutschen Grundbesitzer aufhetzen. In der letzten Zeit jedoch ist darin ein bemerkenswerter Wandel eingetreten. Die Letten, denen eine gewisse Beweglichkeit des Geistes nicht

abzusprechen ist, sahen ein, daß die Russifizierungsbestrebungen sich nicht bloß gegen die Deutschen, sondern gegen alle fremden Stämme richteten, daß sie also selbst gleichfalls davon betroffen wurden. Das hat sie stutzig gemacht und die Erkenntnis unter ihnen verbreitet, daß der gemeinsame Feind beider Teile der Russe sei. Denn es kommt noch etwas dazu. Das russische Ideal kennzeichnet sich durch das Schlagwort: „Ein Volk, ein Zar, ein Gott!“ Um ein Russe nach dem Herzen der russischen Nationalisten zu sein, dazu ist auch der orthodoxe Glaube nötig. Der Lette aber hat mit den Deutschen den lutherischen Glauben gemeinsam; so scheidet ihn auch auf religiösem Gebiet eine breite Kluft von den Vertretern des panrussischen Gedankens.

Die baltischen Deutschen selbst sind der Meinung, daß sie sich mit der lettischen Bevölkerung vertragen oder wenigstens mit ihr in Güte fertig werden können, sobald nur der Einfluß der russischen Regierung gebrochen ist; im übrigen führen sie Beschwerde darüber, daß man sie im deutschen Volke solange außer acht gelassen habe. „Man hat uns vergessen“; diese bittere Beschwerde kann man aus baltischem Munde immer von neuem hören. „Jahrhunderte lang“, so sagen sie, „war es uns möglich, die geistige und wirtschaftliche Verbindung mit unserm lieben Mutterlande aufrecht zu erhalten. Wir durften immer auf ein Verständnis für unsere Schmerzen und unsere Wünsche rechnen. Noch im sechzehnten Jahrhundert haben wir zusammen mit den übrigen deutschen Stämmen gekämpft, und gerade diese innige Beziehung zum Reich hielt uns aufrecht. Nun aber ist eine neue Zeit gekommen. Die Bande, die uns mit der alten Heimat verknüpft

haben, wurden immer dünner, und gerade, als es uns am allerschlechtesten ging, als die russische Regierung sich zur gewaltsamen und zwangsweisen Russifizierung der Ostseeprovinzen entschloß, da stießen wir mit unserm Hilferuf bei unsern Volksgenossen auf taube Ohren und verschlossene Herzen. Man glaubte, neue Ziele anderswo gefunden zu haben und interessierte sich nicht mehr für uns. Trotzdem haben wir gekämpft und für unser Deutschtum Opfer gebracht, fast über unsere Kraft. Nun aber können wir nicht mehr. Wenn es nur noch wenige Jahre so weiter gehen sollte, wie im letzten Jahrzehnt, dann bleibt uns keine Wahl; wir müssen auswandern oder wir gehen zugrunde, wenn uns Deutschland nicht hilft und mit uns kämpft." So klingen alle Auseinandersetzungen mit den baltischen Deutschen in den Ruf aus: Helft uns!

Suwalki.

Der südliche Teil des Gouvernements Suwalki zeigt ein besonderes Bild des an Abwechslung überreichen nordöstlichen Kriegsschauplatzes. Kurland, Litauen, Polen, alles war Rußland, ohne russisch zu sein, und alles ist wieder unter sich völlig verschieden. Nur darin gleichen sich die östlichen Grenzgebiete, daß in ihnen eine Mischbevölkerung lebt, aus den merkwürdigsten Elementen zusammengesetzt; und auch darin, daß die russische Regierung in den letzten Jahrzehnten überall mit gleichem Eifer und gleichem Mißerfolg zu russifizieren bemüht war. An Suwalki, dem Gouvernement wie der Hauptstadt dieses Namens, kann man die Früchte des russischen Systems besonders deutlich sehen; sie heißen Korruption und Verelendung der Masse.

Bei Groß-Czymochen überschritt ich im August die russische Grenze. Es war die südlichste Straße, auf der ich nach Rußland hineinfuhr. Sie war von der deutschen Verwaltung in guten Zustand gebracht, man kann sagen, völlig neu gebaut worden, und man fuhr auf ihr so glatt dahin wie auf einer der guten ostpreußischen Chausseen. In der Landschaft ist diesseits und jenseits der willkürlich gezogenen Grenze kein Unterschied; nur daß der Ackerbau auf russischem Boden noch weit hinter dem der ostpreußischen Seite zurücksteht. Die Felder standen noch dürftiger, und die Fläche wüsten Bodens war noch größer.

Dabei hört mit den Grenzbäumen sofort die Zone der Zerstörung auf. Die elenden Hütten der polnischen Bauern

sind völlig unberührt geblieben; es ist dem deutschen Soldaten unmöglich, die russische Methode der sinnlosen Vernichtung nachzuahmen.

Bald hat man die Gouvernementshauptstadt Suwalki vor sich. Breitgestreckt dehnt sie sich von Süden nach Norden aus. Ihr südlicher, von der eigentlichen Stadt getrennter Teil gleicht einem großen Militärlager. Zahlreiche Kasernen liegen weit verstreut umher; als Mittelpunkt erhebt sich auch hier wie in Augustow und ähnlich in Libau eine stattliche Militärkathedrale. Die geräumigen, sehr solide gebauten Kasernen sind bis auf eine oder zwei unversehrt und dienten jetzt, nachdem sie gründlich gesäubert worden waren, der deutschen Verwaltung zu den verschiedensten Zwecken.

Die bürgerliche Stadt erstreckt sich längs der breiten Petersburger Straße, und die ansehnlichsten Gebäude gruppieren sich um einen Platz von riesiger Ausdehnung, mit einem Lustwald in der Mitte. Die deutsche Verwaltung hat diesen Park mit seinen schönen Bäumen pfleglich behandelt, Rasen ansäen lassen, die Wege instand gesetzt und Bänke aufstellen lassen, so daß es sich in ihm jetzt angenehm spazieren läßt. Die Stadt ist völlig unversehrt. In der Petersburger Straße reiht sich Laden an Laden, vielfach mit deutschen Erzeugnissen angefüllt und selbstverständlich auf den Geschmack der deutschen Soldaten als der zahlreichsten und zahlungsfähigsten Käufer berechnet. Überall sieht man deutsches Bier angekündigt, findet man Ansichtspostkarten und deutsche Zigarren.

Die Bevölkerung ist in der Hauptsache aus Juden

und Polen gemischt; dazu sind sporadisch Deutsche eingesprengt. Der Russe war hier der Eroberer und Herrscher, aber er ist Fremdling geblieben. Sein in den letzten Jahrzehnten immer stärker betonter nationalistischer Grundsatz: „ein Volk, ein Zar, ein Glaube", wird durch die Wirklichkeit zur Karikatur. Der Russe konnte Kasernen und Kirchen bauen, aber die Bevölkerung hat er nur abgestoßen. Sie spricht ihre eigene Sprache und dient ihrem eigenen Gotte; außer der Militärkathedrale gibt es noch eine orthodoxe Kirche, aber die Masse der Bevölkerung hält zur polnisch-katholischen Kirche und zur Synagoge. Daneben gibt es in Suwalki auch noch eine lutherische Kirche.

Die Konfessionen sind also wie die Nationalitäten bunt gemischt. Der Russe wollte sie alle unter einen Hut bringen und richtete deshalb eine russische Schule ein. Die Folge war, daß die Polen ihre Kinder nicht hineinschickten; und die weitere Folge, daß die polnischen Kinder als Analphabeten aufwachsen. Von einem Herrn der Zivilverwaltung wurde mir gesagt, daß ihr gerade aus dieser Unwissenheit der Masse die größten Schwierigkeiten erwachsen; während von den Juden jeder lesen könne, sei es bei den Polen nur eine kleine Minderheit.

Wo die Vernunft unter der russischen Herrschaft nicht zur Geltung kam, da sprach um so deutlicher der Rubel. Vom höchsten bis zum letzten Beamten soll jeder der Bestechung zugänglich gewesen sein. Die an solche Mittel gewöhnte Bevölkerung versuchte es zuerst auch bei den Deutschen mit dieser so probaten Methode und konnte sich erst nach schmerzlichen

Enttäuschungen davon überzeugen, daß das System der Korruption aufgehört habe.

Schon im Oktober vorigen Jahres war Suwalki einige Zeit in deutschen Händen; es mußte dann den vordringenden Russen wieder überlassen werden, um nach der Winterschlacht von neuem unter deutsche Verwaltung zu kommen. Nun ist es längst deutsch abgestempelt; besonders nachdem im Mai auch eine Zivilverwaltung eingerichtet wurde, ist viel getan worden, um die Reste der russischen Mißwirtschaft zu beseitigen.

Vor allem hat man die Stadt gründlich reingemacht, wie es dem deutschen Sinn für Ordnung und Sauberkeit entspricht. Das Pflaster war 50 bis 70 Zentimeter hoch mit Schmutz und Unrat aller Art bedeckt; heute ist es reingefegt, die Rinnsteine sind in tadelloser Beschaffenheit, überall ist Chlorkalk gestreut, um die Straßen zu sanieren. Doch man ließ es nicht bei den Straßen bewenden, sondern man ging auch, zum Entsetzen der Bewohner, an die Reinigung der Häuser. Gerade als ich dort war, fing man an, die ganze Stadt zu entlausen und von sonstigem Ungeziefer zu befreien. Haus für Haus wurde vorgenommen und vom Boden bis zum Keller desinfiziert, die Wände abgekratzt und die Fußböden gereinigt. Die Bewohner mit ihren Sachen wurden unterdessen in die Entlausungsanstalt geschickt und hier einer gründlichen Behandlung unterzogen. Die Abfuhr von Müll und Unrat war zur Bekämpfung der Fliegenplage genau geregelt, und um den Seuchen wirksam begegnen zu können, waren vier Lazarette eingerichtet worden.

Ebenso hatte man eine scharfe Kontrolle über die 500 Geschäfte der Stadt eingeführt. Sie müssen gleichfalls reinlich gehalten werden, und bei den wichtigsten Gebrauchsgegenständen sind die Preise vorgeschrieben. So kam es, daß man jetzt sauber geputzte Ladenfenster sah, hinter denen die durch Preise ausgezeichneten Verkaufsgegenstände lockten, ein sonst im russischen Grenzgebiet nie erlebtes Bild.

Und man blieb nicht bei solchen Äußerlichkeiten stehen. Die deutsche Fürsorge erstreckte sich auf die zahlreichen Flüchtlinge, die mehr und mehr zu einer Plage wurden. Man schob sie auf das Land ab, wo sie bei der Bergung der Ernte helfen mußten. Man führte, gleichfalls nicht ohne Schwierigkeiten, die Impfung der gesamten Bevölkerung durch. Ebenso wurde das Meldewesen durchgesetzt. Jede Geburt, jeder Todesfall, jeder Umzug muß der Verwaltung angezeigt werden. Auch für den Schulunterricht wurde gesorgt. Jedes Kind vom 7. bis zum 13. Lebensjahre ist schulpflichtig; der Unterricht wird durch die vorhandenen Lehrkräfte und durch Studenten erteilt. Das Armenwesen ist gleichfalls organisiert worden. Auch auf die Kalenderzeit hat man die Fürsorge gelenkt; der julianische Kalender ist abgetan; heute wird in dem okkupierten Teil des Gouvernements Suwalki nach dem gregorianischen Kalender, also nach unserer Zeitbestimmung, gerechnet.

Nimmt man dazu die umfassende Tätigkeit für die Zufuhr von Lebensmitteln, für die Regelung der Ernte, für die Verteilung von Vieh, für die Beaufsichtigung der Schlachtungen, für die Entnahme von Holz und Streu aus den

Waldungen, so wird man zugeben, daß tüchtig gearbeitet worden ist, um an die Stelle der russischen Lotterwirtschaft menschenwürdige Zustände zu setzen.

Natürlich bleibt trotzdem noch viel zu tun. Der Bevölkerung ist es, auch soweit sie durchaus leistungsfähig ist, unbequem, daß sie Steuern bezahlen muß; die durch Landsturmleute ausgeübte Straßenpolizei hatte mit der Indolenz und dem geheimen Widerstand der Einwohner zu kämpfen, und auch sonst fehlte es nicht an unerfreulichen Erscheinungen. Das sind Übergangsschwierigkeiten, die noch dadurch vermehrt werden, daß der wohlhabende Teil der polnischen Bevölkerung abgezogen ist. Aber wer Suwalki im Februar gesehen hat, der meint, daß es nicht wieder zu erkennen sei. Jedenfalls wird es möglich sein, auf der bisher geschaffenen Unterlage weiterzubauen.

Auf dem Wege nach Kowno.

Es war im Anfang des Juli, als ich zum ersten Mal die große Straße von Eydtkuhnen in der Richtung auf Kowno und Dünaburg kennen lernte. Sie läuft zunächst südlich der nach Kowno und weiter nach Wilna und Petersburg führenden Bahnlinie, im allgemeinen in östlicher Richtung. Auf derselben Straße war schon Napoleon im Juni 1812 gezogen und von Wilkowyszki, dem ersten größeren Ort auf litauischem Boden, erließ er ein schwungvolles Manifest an die Bevölkerung.

Rechts und links hat man eine flache Landschaft, in der die litauische Siedlungsart, wie man sie diesseits und jenseits der Grenze findet und wie sie ähnlich sich auch in Kurland geltend macht, in deutlicher Ausprägung hervortritt. Überall sieht man einzelne Gehöfte, von hohen Bäumen, besonders Weiden, umgeben, in denen sich das Wohnhaus und die Nebengebäude zu verstecken scheinen. Rings herum dehnen sich die Äcker und Wiesen, nur daß an die Stelle der massiven Häuser auf deutscher Seite hier zum größten Teil hölzerne Hütten mit Strohdächern treten. Auch ist auf russischem Gebiet das Land viel mangelhafter als auf der deutschen Seite bebaut. Ebenso fehlt es nicht an völlig ungenutzten Äckern und weiten, dürftigen Weiden.

Sonst schien dieser Teil des Gouvernements Suwalki vom Krieg nicht ernstlich berührt. Die Bewohner gingen ihrer Arbeit nach, und am Sonntag war die Straße von geputzten Männern und Frauen belebt, die sich auf dem Wege

zur Kirche befanden. Die Frauen mit hellen Kopftüchern und bunten Kattunröcken, barfuß und das weiße Taschentuch mit Strümpfen und Schuhen in der Hand. Der überwiegende Teil der Bewohner ist katholisch. Aber die niedere Geistlichkeit stellt sich in scharfen Gegensatz zu den Polonisierungsbestrebungen, die von einigen Vertretern des hohen Klerus bis in die letzten Jahre hinein mit großer Rücksichtslosigkeit betrieben wurden. Auch fehlt es nicht an Bekennern des lutherischen Glaubens. So findet sich in Mariampol eine lutherische Kirche, der sich eine verhältnismäßig große Gemeinde zurechnet.

In scharfem Gegensatz zu diesen friedlichen Verhältnissen der Landbevölkerung stand die Straße selbst. Sie führte schon damals den Namen eines Heerweges mit Recht. Die Russen hatten sie an zahlreichen Stellen zerstört; von deutscher Seite war sie nach Möglichkeit wieder ausgebessert worden. Wo es kein anderes Fortkommen gab, da hatte man lange Knüppeldämme gelegt; manchmal mußte auch von der Straße abgebogen und seitwärts über das Feld gefahren werden. Es wimmelte überall von Soldaten aller Gattungen. Einzelne Infanterieabteilungen strebten im Schweiße ihres Angesichtes unter glühender Sonnenhitze ihrem Ziel entgegen. Russische Gefangene waren unter Aufsicht von Landwehrmännern an der Arbeit, um die von ihren eigenen Landsleuten zerstörte Straße wieder in einen ordnungsmäßigen Zustand zu versetzen. In der gleichen Weise arbeiteten auch deutsche Armierungssoldaten, Telegraphenarbeiter und Pioniere. Den ganzen breiten Heerweg entlang aber wälzten sich lange Fuhrparkkolonnen, endlose Züge von Lastautos und große, von

vier Pferden gezogene Planwagen. Sie alle führten unaufhörlich Munition und die anderen für eine Armee in Feindesland unentbehrlichen Dinge heran, um dann leer zurückzukehren.

Seitwärts am Wege sah man gelegentlich eine kleine Zeltstadt, in der ein Feldlazarett untergebracht war, und bisweilen konnte man beobachten, wie sich ein riesiger Doppeldecker zu einer Erkundigungsfahrt bereit machte. Bei Wilkowyszki zweigt die Heerstraße etwas nach Süden ab, während die Bahnlinie in gerader Richtung auf Kowno zuführt. Ihr südlichster Punkt ist das Städtchen Mariampol, das schon im Juli einen Haupt-Etappenort bildete und später, als der große Vorstoß gegen Kowno unternommen wurde, eine noch größere Bedeutung erhielt.

Damals befanden sich die deutschen Stellungen an der oberen Szeszuppa. Die Szeszuppa ist ein Flüßchen, das nördlich von Suwalki seinen Ausgang nimmt und an Kalwarja in westöstlicher Richtung vorüberfließt. Es wendet sich dann nördlich nach Mariampol, tritt zwischen Wladislawow und Schirwindt über die deutsche Grenze und fließt östlich von Ragnit in die Memel. Der obere Lauf ist von Höhenzügen begleitet, die an sich nicht sehr bedeutend sind, aber den militärischen Bewegungen manche Schwierigkeiten bereiteten.

In jenen Hochsommertagen wurde gerade in der Nähe von Kalwarja heftig gekämpft, und es gelang wiederholt, die deutschen Linien zu verbessern, ohne daß sich indessen dadurch die strategische Gesamtlage im wesentlichen geändert hätte. Jedenfalls hörte damals noch bei Mariampol der Einfluß der deutschen Truppen auf.

Ganz anders war die Lage einen Monat später. Die deutschen Truppen hatten sich im Laufe des Juli eines großen Teiles der Bahnlinie bemächtigt und den weit ausgedehnten Wald von Kowno von den russischen Truppen gesäubert. Auf der östlichen Seite hatten sie den Gegner bis zu der Jessia zurückgedrängt, einem kleinen Fluß, der in einer Entfernung von etwa 7 Kilometer parallel der Heerstraße nach Kowno fließt und sich bei Kowno in den Njemen ergießt.

Auch wenn man von Mariampol die Straße nach Kowno weiterfährt, sieht man zunächst eine Landschaft so glatt wie ein Tisch. Anfang August war sie bereits bis zu dem Orte Wejwery in festem Besitz unserer Truppen. Während rechts in ziemlicher Entfernung die blauen Höhen der Jessialinie den Horizont abschlossen, hatte man links von sich den dunklen Saum des Kownoer Waldes, der in einigen Ausläufern noch über die Heerstraße hinwegreicht. Auf die Straße selbst haben die Russen offenbar aus strategischen Rücksichten besonderen Wert gelegt. In bestimmt abgemessenen Entfernungen sieht man die schmucken, weißgetünchten russischen Chausseehäuser, und die Straße selbst war wenigstens für russische Verhältnisse gut in Ordnung gehalten.

Von Wejwery aus arbeiteten sich die gegen Kowno gerichteten deutschen Truppen immer näher an die Festung heran. Am 8. August wurde noch in der Nähe der Station Maurucie gekämpft, wo die Bahn die Straße schneidet, um dann östlich von ihr nach Kowno zu führen. Einige Tage später war auch Maurucie in unserer Hand und der Angriff ging in der Richtung auf Godlewo weiter. Allerdings war bei diesen unablässigen, von beiden Seiten mit großer

Erbitterung geführten Kämpfen der größte Teil der Orte und Siedlungen zerstört worden. Maurucie selbst lag völlig in Trümmern und Godlewo war zum größten Teil verbrannt. Auch die stattliche Kirche des Ortes war zusammengeschossen und nur das Christusbild, das vor ihr stand, blieb völlig unversehrt. Die einzelnen Gehöfte der Bauern waren fast durchweg dem Erdboden gleichgemacht, selbst die schlecht gebrannten Herdsteine waren beim Brande zerbröckelt und die irdenen Töpfe, die in Form und Herstellungsart noch an die Funde aus der Steinzeit erinnern, in Scherben zerbrochen. Auch die Bäume, die regelmäßig ein solches Gehöft umgeben, waren vom Feuer angesengt; dabei hingen sie voll von Früchten, und die Kirschbäume brachen fast unter ihrer Last zusammen. Alles war hier öde und verlassen; die Truppen hatten Mühe, ein Unterkommen zu finden und mußten unter Zelten hausen, wenn sie sich nicht eine Bretterbude errichteten. Unmittelbar vor Godlewo hatten die Russen die Hauptstraße mehrere hundert Meter weit unterminiert, aber ein merkwürdiger Zufall und ein glückliches Geschick hatten es gefügt, daß von den vorgehenden deutschen Soldaten niemand durch diese ausgelegten russischen Minen zu Schaden kam; denn auch solche Minen, die zur Entladung gebracht wurden, gingen entweder zu früh los oder sprangen in die Luft, ohne daß sich Soldaten in der Nähe befanden. Bei einem Teil konnten noch rechtzeitig die Leitungsdrähte zerschnitten werden.

Am 17. August war der Augenblick gekommen, um auch die letzte Strecke des Weges von Godlewo nach Kowno zurückzulegen. Die deutschen Truppen hatten in heftigem Ansturm sämtliche Forts der Kownoer Südseite genommen,

und es stellte sich heraus, daß der Gegner mit dem Verlust der südlichen und westlichen Verteidigungslinie zu längerem Widerstande unfähig geworden war. Durch Godlewo ging es weiter an seitlichen Befestigungen, an Gräben und Drahtverhauen vorüber. Überall, an der Straße und auf den Feldern, lagen tote Russen.

So gelangte man bis zum Fort II, das vielleicht den stärksten Punkt der Befestigung gebildet hatte. Es war fast völlig zerstört. Hier hatten die großen deutschen Mörser ihre furchtbare Wirkung offenbart. Weiter führte der Weg durch die innere Umwallung, deren Tor bereits geöffnet war, zum Militärbahnhof von Kowno. Die letzte Strecke des Weges windet sich an verhältnismäßig hohen Hügeln vorüber durch zerrissenes und bewaldetes Terrain. Man bemerkt hier, wie sich der Njemen in die flache Hochebene ein tiefes Bett mit vielen Seitentälern gegraben hat, was die Gegend so außerordentlich abwechselungsreich erscheinen läßt.

Vom Militärbahnhof, der auf dem hohen Südufer des Njemen liegt, hat man eine entzückende Übersicht über die am gegenüberliegenden Ufer ausgebreitete Stadt. Allerdings machte es noch einige Mühe, die Stadt selbst zu betreten. Die Eisenbahnbrücke über den Njemen war gesprengt, die Holzbrücke brannte, und die Schiffsbrücke war gleichfalls angesengt. Aber bald war diese letzte Brücke durch unsere Pioniere wieder hergestellt, und nun ergossen sich in endlosem Zuge die deutschen Truppen der verschiedensten Gattungen über den Njemen nach Kowno hinein.

Ich schloß mich ihnen an und warf einen ersten Blick in diese verhältnismäßig große und architektonisch durchaus nicht

reizlose Stadt. An einzelnen Punkten gab es Feuersbrünste, und unten im Fabrikviertel, dem Bahnhof gegenüber, brannten einige Blocks lichterloh. Die Russen hatten die große Brauerei angezündet und auch die Militärmagazine mit ihren enormen Vorräten zu vernichten gesucht. Sonst aber war die Stadt von der Kanonade verhältnismäßig nur wenig mitgenommen; nur die Fensterscheiben nach dem Njemen zu waren fast durchweg zerbrochen.

Kowno.

Als ich am 17. August zum erstenmal das bezwungene Kowno vom hohen südlichen Ufer des Njemen aus vor mir liegen sah, da wußte ich kaum, ob ich wachte oder träumte. So überraschend war alles gekommen, so plötzlich war der bis dahin außerordentlich zähe Widerstand der russischen Besatzung zusammengebrochen. So unglaublich schien es, daß die stärkste Festung Rußlands nach einem kaum zehntägigen, allerdings mit größter Schneidigkeit und vollendeter Taktik geführten Angriff sich bedingungslos unterwerfen mußte.

Und als ich in später Nachtstunde noch einmal am Njemen stand und über die Stadt blickte, da schien es vollends, als wäre ich gewaltsam aus der Wirklichkeit in irgendein fremdes Märchenland entrückt gewesen. Der breite Hintergrund der Stadt war durch zahlreiche Brände erhellt, der ganze Horizont glühte im roten Feuer, und auf diesem wirkungsvollen Grund hoben sich die Umrisse der altertüm-

lichen, mit zahlreichen hochstrebenden Kirchen geschmückten Stadt in scharfen Strichen ab. Jeder einzelne Giebel, jeder besondere Turm ließen sich erkennen und unterscheiden, und doch hatte dieses in blutiges Rot getauchte Bild etwas Phantastisches. Dazu kam der von Osten herüberdröhnende Kanonendonner und das Rasseln der Maschinengewehre, die den letzten ungeordneten Widerstand des Gegners zum Schweigen brachten. Nur mit Mühe gewöhnte man sich an den Gedanken, daß sich nun auch Kowno dem deutschen Sieger gebeugt habe.

Kowno selbst ist gewiß keine alltägliche Stadt. Nicht umsonst wurde sie von der russischen Regierung zu einer der stärksten Reichsfestungen ausgebaut. Tatsächlich nimmt Kowno mit seinen fast hunderttausend Einwohnern im Kranz der Weststädte einen besonderen Rang ein. An Warschau reicht es allerdings weder architektonisch noch nach der Zahl der Bevölkerung heran. Wilna ist gleichfalls größer und eigenartiger und Riga vollends ist unvergleichlich überlegen. Aber Kowno gleicht in mehr als einer Beziehung den deutschen Memelstädten Tilsit und Memel. Wie denn die Memelstraße seit Jahrhunderten einen Handelsweg ersten Ranges darstellte.

Durch lange Generationen war Kowno der Mittelpunkt des Zwischenhandels von der deutschen Ostsee nach dem innern Rußland. Es konnte dank dieser begünstigten Lage an einem schiffbaren Strom große Reichtümer aufhäufen und auch politisch eine nicht unbeträchtliche Rolle spielen.

Noch heute läßt sich die im späteren Mittelalter entstandene alte Stadt von den nachträglich gebauten Stadt-

teilen leicht unterscheiden. In gefälligem Bogen lagert sich die Stadt an der Nordseite des in zahlreichen Krümmungen fließenden, im wesentlichen aber von Osten nach Westen gerichteten Njemen. Auf beiden Seiten steigen die Ufer fünfzig Meter und höher auf. Aus dieser Lage erklärt es sich zugleich, daß die Umwandlung der Stadt in eine Festung verhältnismäßig leicht war. Während die Stadt selbst geschützt im Talgrund liegt, beherrscht ihre umgebende Höhe schon von Natur weithin das vorliegende Gelände.

Die Stadt gewinnt noch dadurch, daß sich hier vom Norden her in den Njemen die W i l i j a ergießt, die von Wilna herkommt. Sie teilt die Stadt in eine kleinere westliche und eine größere östliche Hälfte. Man darf hinzufügen, daß Kowno nicht nur malerisch ist. Die Reize, die es auf den Beschauer ausübt, beschränken sich nicht auf die zahlreichen, allen Glaubensbekenntnissen gerecht werdenden Kirchen. Es fehlt auch nicht an fesselnden Profangebäuden, an interessanten Straßenzügen und an Beweisen dafür, daß die Stadt mit der modernen wirtschaftlichen Entwicklung Fühlung behalten hat.

Allerdings wird man eine bisher russische Stadt, auch wenn sie hunderttausend Einwohner zählt und zahlreiche Fabriken, Manufakturen, Bierbrauereien, sowie einen lebhaften Großhandel aufweist, nicht mit deutschem Maß messen wollen. Es gab hier zwar eine Straßenbahn, die natürlich bei der Besetzung durch die deutschen Truppen nicht funktionierte, es gab auch eine elektrische Straßenbeleuchtung, aber keine Wasserleitung und keine Kanalisation. Das Straßenpflaster ist in jämmerlichem Zustande, und die Fußsteige sind nur in

den Hauptstraßenzügen einigermaßen erträglich. Aber das ist eben Rußland, über solche Schönheitsfehler wundert man sich nicht weiter. Die Wohnungen sind im allgemeinen recht geräumig und durchaus nicht dürftig eingerichtet. Vielfach trifft man auf einen Luxus, der dem in Deutschland üblichen überlegen ist.

Als die deutschen Truppen in Kowno einzogen, war die Stadt so gut wie tot. Der größte Teil der Häuser war verschlossen, die Geschäfte in den Hauptstraßen verrammelt und verriegelt. Dieser Zustand war jedoch keineswegs erst mit der Besetzung durch die deutsche Armee geschaffen worden, er bestand im wesentlichen schon seit dem letzten Frühjahr. Denn schon im April und Mai waren von der russischen Verwaltung die deutschen und jüdischen Einwohner Kownos verjagt oder in das innere Rußland verschleppt worden. Andere wohlhabende Einwohner mögen freiwillig den Gefahren der Belagerung sich entzogen haben.

So war fast nur das geringe Volk übrig geblieben, das zusammen mit den russischen Truppen sich die günstige Gelegenheit, einmal nach Herzenslust zu plündern, nicht hatte entgehen lassen. Der kurze Zwischenraum zwischen dem Rückzug der russischen Besatzung und der Besetzung durch die deutschen Truppen war dann von dem zurückbleibenden städtischen Gesindel noch besonders ausgenutzt worden, um einmal billig einzukaufen. So fanden wir, als wir die Stadt betraten, die sorgfältig verschlossenen Läden und Wohnungen fast überall erbrochen, durchwühlt und ausgeraubt. Man sah betrunkene Burschen umhertaumeln und Weiber in Lumpen mit großen Körben, voll von Wäsche und Seidenstoffen,

durch die Straßen eilen. Es war charakteristisch, daß ein Landwehrmann auf einen betrunkenen Lümmel einhieb. Als ich ihn zur Rede stellte, rechtfertigte er sich mit der Bemerkung: „Der Kerl ist hier eingebrochen und hat sich die Taschen vollgesteckt; nachher heißt es, daß es die deutschen Soldaten gewesen sind.“ Wo eigentlich der viele Fusel hergeholt wurde, das war bei dem russischen Alkoholverbot nicht recht verständlich, aber kaum jemals sah ich so viele sinnlos betrunkene Burschen und Männer wie hier.

Zu kaufen gab es in der ersten Zeit nach der Einnahme der Stadt so gut wie nichts, und wenn etwas irgendwo zu haben war, dann wurden unverschämte Preise gefordert. Allmählich wurde dann etwas aufgeräumt und so gut es gehen wollte, die Grundlage einer neuen Ordnung geschaffen. Die tote Stadt begann sich langsam wieder zu beleben. Das eine und andere Geschäft öffnete schüchtern seine Türen, Bäckereien, Lebensmittelhandlungen, Friseurläden und zahlreiche Apotheken, die in Rußland gleichzeitig kosmetische Mittel aller Art feilhalten, wurden eröffnet. Aber es dauerte lange, ehe sich der Handel und Wandel von den brutalen Eingriffen der russischen Behörde auch nur einigermaßen wieder erholen konnte.

Auch war bedauerlicherweise der arbeitenden Bevölkerung die Möglichkeit, etwas zu verdienen, so gut wie völlig abgeschnitten. Vor allem war die große Dilmannsche Schraubenfabrik völlig zerstört. Der deutsche Besitzer hatte sie zu hoher Blüte gebracht und beschäftigte zuletzt 1500 Arbeiter an etwa 1000 Spezial-

maschinen. Als unsere Truppen in die Stadt eindrangen, waren die Russen gerade dabei, die Fabrik auszuräumen. Schon standen die Werkzeugmaschinen in den ausgebrochenen Fensterhöhlen auf schiefen Ebenen, um herausgeschafft zu werden. Eine eigene Bahn war von der Fabrik durch die Straßen zum Bahnhof gelegt worden, um die Maschinen bequemer abtransportieren zu können. So stand noch alles da, als wir kamen. Die Bahn wurde dann, da sie den Verkehr hemmte, nach einiger Zeit beseitigt, aber die Maschinen schwebten noch lange auf ihren Balkenunterlagen.

Auch eine große Brauerei war von den Russen angezündet worden und brannte bis auf die Grundmauern nieder. In den weiten Kellern, die vom Feuer nicht erreicht wurden, lagen noch riesige Fässer mit einem für den unverwöhnten Geschmack unserer Soldaten köstlichen Naß. Das Bier wurde, so lange der Vorrat reichte, in Eimern für die einzelnen Truppenteile aus den halbzerstörten Kellereien herausgeholt. So manche Kompagnie, die Kowno nur in der kurzen, für den Durchmarsch erforderlichen Zeit zu sehen bekam, konnte sich hier wenigstens einige Minuten erholen und laben.

Jedenfalls hatten die Russen mit der ihnen eigentümlichen Gründlichkeit in solchen Dingen dafür gesorgt, daß die Stadt Kowno die Schrecken des Krieges in langen Jahren nicht verwinden wird. Aber man darf trotzdem hoffen, daß die Stadt unter zweckmäßiger Verwaltung und wohlwollender Verwaltung allmählich einer neuen Blüte entgegengehen wird. Gehört sie doch ihrer ganzen Lage nach zu jenen aus-

erwählten Orten, die sich nach allen Verheerungen und Verwüstungen immer wieder, dem Phönix gleich, neu aus der Asche erheben.

Die Njemenlinie.

Von keinem anderen Fluß ist bei den Kämpfen im Osten so viel wie vom Njemen gesprochen worden. Er bildete länger als ein Jahr für die deutsche Offensive ein unüberwindliches Hindernis; von ihm aus stießen immer wieder neue russische Kräfte gegen die ostpreußische Grenze vor; seine Festungskette bedeutete die stärkste Bedrohung deutschen Gebiets. So lange sie in ihrer Geschlossenheit bestand, mußten unsere im Nordosten kämpfenden Armeen mit den größten Schwierigkeiten rechnen. Aber in dem Augenblick, in dem die Njemenlinie überschritten war, ergab sich auch ein rascher Fortschritt der deutschen Operationen ganz von selbst. Mit ihrer Überwindung war das Rückgrat der russischen Stellung zerbrochen.

Der Njemen ist, wie man weiß, die russische Bezeichnung für die Memel. Dieser Fluß, der in seinem deutschen Unterlauf zu einem stolzen Strom wird, hat seinen Ursprung am Nordrande des großen Sumpfgebietes, das unter dem Namen der Rokitnosümpfe bekannt ist. Es bedeckt südlich von Minsk und östlich von Brest-Litowsk viele Tausende von Quadratkilometern und ist die Nährmutter großer Flüsse.

In der Hauptsache wird es durch den **Pripet** mit seinen zahlreichen Nebenflüssen entwässert, der seine Fluten dem Dnjepr zuführt. Während dieser dem Schwarzen Meer zuströmt, nimmt der Njemen seinen Weg zur Ostsee. Er läuft zunächst nach Westen, erst in einem nach Süden, dann in einem nach Norden geöffneten Bogen, bis er Grodno erreicht. Unter vielen anderen Zuflüssen wird auch die geschichtlich berühmte **Beresina** als rechter Nebenfluß von ihm aufgenommen.

Von Grodno aus richtet sich der Njemen, wenn auch in vielen Windungen, über Olita bis Kowno nach Norden, um nun wieder eine im wesentlichen westliche Richtung einzuschlagen und über Tilsit und Memel ins Kurische Haff zu münden. Die Nordwendung des Njemens von Grodno aus ist nicht zufällig. Er trifft hier auf das Ende des **südbaltischen Höhenrückens**, durch den er sich vor Zeiten mühsam seinen Weg bahnen mußte. Zwar hatte er sich hier längst ein breites Bett gegraben, aber die Höhenzüge zu beiden Seiten lassen noch immer erkennen, wie schwierig der Durchbruch durch das Moränengebiet war.

Gerade diese vielfach bewaldeten Hügel in einem sonst ziemlich ebenen Hochplateau machen das ganze Flußgebiet für militärische Bewegungen sehr beschwerlich und geben dem Verteidiger eine große Zahl natürlicher Stützpunkte. Die Russen sorgten dafür, daß der Njemen auch durch eine Reihe von militärischen Bahnen und Festungsanlagen noch künstlich zu einer starken Verteidigungsstellung ausgebaut wurde.

Im Laufe des letzten Sommers haben die deutschen Truppen in umfassendem Vorgehen so ziemlich auf das ganze

Flußgebiet des Njemen, soweit es russisch ist, die Hand gelegt. Aber unter der Njemenlinie im engeren Sinne wurde im allgemeinen nur der Mittellauf des Flusses zwischen Grodno und Kowno verstanden. Westlich von Kowno setzte dann die von Norden zufließende Dubissa die russische Verteidigungsstellung fort.

Hier sollte bei einer deutschen Offensive der eigentliche Widerstand geleistet werden. So wurden Kowno und Grodno zu Festungen ersten Ranges ausgebaut; sie hatten die wichtigsten Übergänge und Bahnlinien über den Njemen zu decken und boten zugleich geschützte Sammelpunkte für ein offensives Vorgehen des russischen Heeres. Und um einen Durchbruch unmöglich zu machen, wurde ungefähr in der Mitte zwischen beiden Festungen der kleine Ort Olita zu einem starken Brückenkopf ausgebaut. Er war dazu bestimmt, die von Suwalki über Olita und Orany nach Wilna führende Bahnlinie zu sichern.

Wie geschickt die Njemenlinie ausgebaut worden war, das haben die Erfahrungen dieses Krieges zur Genüge erkennen lassen. Tatsächlich haben sich an ihr die deutschen Angriffe fast ein Jahr lang gebrochen. Selbst die gloriose Winterschlacht mit ihren erstaunlichen Ergebnissen kam zum Stehen, als die Trümmer der geschlagenen russischen Armeen von frischen, aus der Njemenlinie, besonders aus Grodno, herangeführten Truppen aufgenommen wurden. Erst mit dem Fall Kownos war die große Bresche geschaffen, die nicht bloß die Bezwingung Grodnos ermöglichte, sondern auch zur Folge hatte, daß Olita nicht länger gehalten werden konnte.

Die Russen sahen keine Möglichkeit, es gegen eine drohende Umgehung von Osten zu verteidigen, und räumten es eine Woche nach der Eroberung Kownos freiwillig.

Da sich mir im September eine günstige Gelegenheit bot, nach Olita zu fahren, so machte ich gern davon Gebrauch. Lockte es doch, dieses strategisch so wichtige Zwischenwerk zwischen Kowno und Grodno zu sehen und dabei zugleich einen großen Teil der Njemenlinie aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Die Fahrt führte von Kowno zunächst nach Preny am Njemen. Bis hierher war ich bereits am 24. August gelangt in der Hoffnung, auf der nach Osten führenden Straße Anschluß an die gegen Wilna operierende Armee zu finden. Aber sieben Kilometer weiter, bei dem hübschen Badeort Birszdany kam ich in russisches Feuer und mußte schleunigst kehrtmachen.

Von Preny führt der direkte Weg auf dem linken Njemenufer nach Olita. Da er aber als schlecht bezeichnet wurde, so mußte abermals die über Birszdany führende Straße auf dem rechten Ufer des Flusses genommen werden. Diesmal bot sie keine Gefahr mehr. Die Russen hatten längst ihre Stellungen räumen müssen, und waren weit, weit nach Osten abgezogen. Nur die von ihnen gründlich zerstörte Chaussee erinnerte noch an den Rückzug. Dafür waren russische Gefangene damit beschäftigt, den Weg wieder in Ordnung zu bringen. Er war trotzdem noch schlecht genug. Aber an solche kleinen Hemmungen gewöhnt man sich im Operationsgebiet. Wenn es nicht anders gehen will — wie es hier der Fall war, dann wird der schwere Wagen auch einmal einen Kilometer

mit vereinter Kraft geschoben. Ebenso hindern zerstörte Brücken nicht allzusehr. Man umführt die Lücke im Wege in großem Bogen, so gut es eben geht.

Nach Überwindung der üblichen Schwierigkeiten wurde Olita schließlich doch erreicht. Der erste Anblick war eine Enttäuschung. Man hatte von Olita so viel gehört, es hatte unseren Truppen so lange als ein Stein im Wege gelegen, daß man sich unwillkürlich von dem Ort eine übertriebene Vorstellung gemacht hatte. In Wirklichkeit ist es ein herzlich unbedeutendes Städtchen, wie es deren im Gouvernement Suwalki mehr gibt; etwas besonders merkwürdiges ist nicht an ihm, es sei denn sein militärischer Rahmen.

Ich kam vom Osten in die kleine Festung hinein, die sich bescheiden auf beiden Ufern des Njemen erstreckt. Hier waren einige Spuren des Krieges zu sehen, da die Russen bei ihrer Flucht die Häuserzeilen zu beiden Seiten der Straße niedergebrannt hatten. Aber da die Russen beim Rückzug die erreichbaren Häuser immer niederzubrennen pflegen, so regte auch dieser traurige Anblick nicht allzusehr auf. Selbstverständlich waren auch die über den Njemen führenden Brücken gründlich zerstört. Besonders die südliche, nach Orany führende eiserne Gitterbrücke ist völlig unbrauchbar. Sie bot nur noch für den Photographen ein gewisses Interesse. Der westliche Teil Olitas auf dem linken Njemenufer, das über eine schnell gebaute Notbrücke erreicht wird, ist ziemlich unversehrt. Hier lag ein kleines Ortskommando, das anscheinend wenig zu tun hatte.

Es war hier, wie so oft im Leben. Die Ziele locken nur, so lange sie nicht erreicht sind. Wie häufig war vorher von

Olita die Rede gewesen! Wie viel Kopfzerbrechen hatte dieser Brückenkopf unseren Strategen, wie viel Blut unseren Truppen gekostet. Nun er bezwungen war, sank er in sein bedeutungsloses Nichts zurück. Nicht lange mehr, und man wird in den holperigen Straßen Olitas das Gras wachsen sehen.

Die Bedeutung des Städtchens liegt in seinem militärischen Zweck. Es war in der Hauptsache ein Militärlager mit großen Kasernen und Magazinen. Ich habe nicht nachgerechnet, wie groß die Zahl der Soldaten gewesen sein könnte, die hier Unterkunft fand. Aber es muß sich um Tausende gehandelt haben. Und wenn man sich erinnert, daß es ähnlich wie hier, so ungefähr überall in den an Ostpreußen grenzenden Städtchen war, daß Orte wie Suwalki, Augustow, Wilkowyszki, Marjampol und viele andere Kasernenanlagen haben, größer als die Orte selbst, dann kommt man um den Schluß nicht herum, daß die russische Regierung schon im Frieden Hunderttausende von Soldaten an der deutschen Grenze angehäuft hatte. Das Städtchen Olita vollends ist nur ein belangloses Anhängsel des Militärlagers, das sich südlich von ihm auf dem linken Njemenufer hinzieht. Auch in Olita fehlt, so gut wie überall, wo in Rußland Kasernen stehen, nicht die in stattlichen Ausmessungen gehaltene Militärkathedrale. Sie ist nach russischen Begriffen unvermeidlich.

Sonst ist die Lage Olitas, wie die aller größeren Orte am mittleren Njemen, höchst reizvoll. Der stattliche Fluß hat, indem er sich in die Hochebene einfraß, eine breite fruchtbare Niederung mit fetten Weiden und Wiesen geschaffen. In dem Wald, mit dem die hohen Uferränder

bestanden sind, überragt die Fichte. Aber besonders in der Umgebung Olitas gibt es herrlichen Mischwald mit Eichen und Birken, der bei der beginnenden Herbstfärbung der Blätter ganz besonders entzückte. Und überall leuchteten die roten Beeren der Eberesche aus dem Gebüsch hervor. Selbst die Kasernen und die sonstigen militärischen Gebäude — hier wie überall in Rußland sehr gediegen und fast verschwenderisch gebaut — sind völlig im Walde versteckt. Die deutsche Militärverwaltung machte sich diese günstigen Verhältnisse zunutze und schuf einen erheblichen Teil der Kasernen zu Lazaretten um. In der Tat fühlten sich unsere Verwundeten, umhaucht von der ozonreichen Waldluft, in Olita wie in dem behaglichsten Sanatorium.

Die Befestigungen von Olita, soweit ich sie sah, sind nicht besonders stark, waren auch im wesentlichen nur gegen Westen gerichtet und als Sicherung der über den Njemen führenden Brücken gedacht. Sie waren gut genug, um den Ort gegen eine Überrumpelung zu schützen, aber den modernen Belagerungsgeschützen hätten sie schwerlich lange standgehalten. Auch daraus erklärt es sich, daß die Russen nach dem Fall Kownos gar nicht erst versuchten, Olita ernstlich zu verteidigen. Wenn man die Beute von Kowno zusammenzählt, dürfte man eigentlich Olita nicht zu erwähnen vergessen.

Mit der ganzen Njemenlinie ist auch Olita erledigt. Heute liegt der Njemen überall im Rücken der deutschen Armee, seine russischen Verteidigungsstellungen sind zu deutschen Stützpunkten geworden, und beide Ufer werden von deutscher Tatkraft beherrscht. Das so lange heiß umkämpfte Njemengebiet liegt friedlich in herbstlicher Schönheit da.

Wer immer hier hausen mag, der darf hoffen, daß er sobald nicht wieder unter dem Kriegslärm zu leiden haben wird. Ja, vielleicht wird die Landschaft um den Njemen herum in nicht zu ferner Zeit das Ziel zahlreicher Wanderlustiger und Sommerfrischler. Es muß sich in den Wäldern um den mäandrischen Fluß im Frieden angenehm spazieren lassen, sobald nur etwas mehr Sauberkeit, etwas mehr Behagen, etwas mehr Kultur in diese Gegend kommt.

Auf dem Wege von Kowno nach Wilna.

Der Fortgang der Operationen über Kowno hinaus in östlicher Richtung war mit erheblichen Schwierigkeiten verbunden, und fast noch schwieriger war es, Anschluß an unsere kämpfenden Truppen zu finden. Die nach Osten führenden Wege befanden sich in einem äußerst mangelhaften Zustand und waren besonders bei andauerndem Regen nicht zu passieren. Man würde es kaum für möglich halten, wenn es nicht der Augenschein bestätigte, daß zwei große Städte, wie Kowno mit hunderttausend Einwohnern und Wilna mit zweihundertfünfzigtausend Einwohnern, nur durch einen sandigen und völlig vernachlässigten Landweg verbunden sind. Konnte man bei den schlechten Wegen an der ostpreußischen Grenze allenfalls strategische Rücksichten gelten lassen, so traf doch dieser Grund auf die Verbindung zwischen Kowno und Wilna in keinem Fall zu. Umgekehrt lag der Nutzen eines

guten Weges zwischen beiden Orten, gerade für die Bewegung der russischen Armee, auf der Hand. Aber die russische Armee quälte sich lieber durch unergründlichen Flugsand, statt einen brauchbaren Weg zu schaffen.

Überhaupt erkennt man in diesen Gebieten des russischen Litauens die russische Verwaltung eigentlich nur an ihren Mängeln. Alle Kulturaufgaben wurden von ihr in einer geradezu grenzenlosen Weise vernachlässigt. Das gilt wie von den Straßen, so auch von den Schulen. Dafür hatte sie allerdings, was ohne weiteres zugegeben werden muß, ihre ganze Kraft auf die Rüstung zum Kriege verwendet, und in dieser Beziehung hatte sie, wenn auch nicht lückenlos, so doch recht erfolgreich gearbeitet.

Mühsam folgt das Auto den nach Osten fahrenden Kolonnen, die lieber über die Felder ziehen, als die jämmerliche Landstraße zu benutzen. Zunächst geht es am Njemen hin, der auch hier noch ein stattlicher Fluß ist, und der eine wichtige Verkehrsader bilden könnte, würde er nur einmal sorgfältig und gründlich reguliert. Jetzt ist er wohl nur im Frühjahr bei hohem Wasserstand zum Flößen zu gebrauchen.

Dann biegt der Fluß in vielen Windungen nach Süden um, während die Straße im wesentlichen nach Osten weiterführt. Von hier ab machte die Gegend einen verhältnismäßig erträglichen Eindruck. Offenbar hatten die Russen nicht ernstlich damit gerechnet, daß die deutschen Truppen bis in diese Gebiete vordringen könnten. Und als Kowno gefallen war, ließen ihnen die nachdrängenden Truppen keine Zeit zu stärkeren Verwüstungen. So hatte dieses Gebiet unter dem Kriege verhältnismäßig wenig gelitten. Wohl hatten

die Russen versucht, die Getreideernte fortzuschaffen, aber es war noch Korn genug da. Auch an Vieh fehlte es nicht. Die Bewohner hatten sich irgendwo in den Wäldern versteckt gehalten, und kamen jetzt zurück. Wenn man sie fragte, weshalb sie nun wieder ihre Heimat aufsuchten, dann antworteten sie freudestrahlend: „Rußki kaputt! Rußki kaputt!!“

Anscheinend steht die Landwirtschaft hier auf einer etwas höheren Stufe als im eigentlichen Polen. Die abgeernteten Äcker waren zum Teil schon wieder gepflügt. Der Boden ist zwar von verschiedener Güte, aber im Durchschnitt recht fruchtbar. Im ganzen erinnert die Gegend mit ihren bewaldeten Hügeln und ihren wasserreichen Talgründen an Kurland. Auch fiel es angenehm auf, daß hier die Häuser durchweg von ertragreichen Obstgärten umgeben sind; besonders an Pflaumen und Äpfeln war Überfluß. Ebenso wird viel Gemüse gebaut.

Wie überall, wohin mich mein Weg durch Kurland und Litauen führte, macht man auch hier, weit östlich von Kowno, die Erfahrung, daß das Russische nur ganz an der Oberfläche sitzt. Das russische Taschenwörterbuch hilft einem wenig. Hat man endlich das gesuchte Wort darin gefunden und wendet es an, dann begegnet man den verständnislosen Blicken der Einwohner. Sie verstehen kein Russisch, viel eher noch deutsch. Und so tief ich auch in das russische Reich hineingedrungen bin, noch hundert Kilometer über Wilna hinaus, das wirklich moskowitische Reich habe ich nicht gesehen. Nicht einen einzigen Ort fand ich, in dem Russisch die eigentliche Umgangssprache gewesen wäre. Russisch wird eben hier nur als Muttersprache von den Regierungs-

beamten, sowie einigen Grundbesitzern und Großkaufleuten gesprochen.

Diese dünne Oberschicht war aber überall vor den deutschen Truppen geflohen. Auch darf man vermuten, daß die Zahl der Litauer viel größer ist, als sie die amtliche russische Statistik angibt, und der breite Kranz der eroberten Gebiete, der den eigentlichen moskowitischen Kern umgibt, hat mit dem von echten Russen bewohnten Lande so gut wie nichts gemeinsam.

Von einer Durchdringung der baltischen Provinzen und Litauens mit russischem Geist und russischer Sprache, kann nicht die Rede sein. Denn nicht allein, daß das Gouvernement Kowno einen durchaus litauischen Charakter trägt, ist Wilna erst als die eigentliche Hauptstadt des ehemaligen Litauens anzusehen. Litauen wieder ist von Polen völlig verschieden. Seine tüchtige Bevölkerung steht den Deutschen viel näher als der des eigentlichen Polens. Daß sie uns lieben, wird man billig nicht verlangen können, aber dem Russen und besonders dem Kosaken gilt ihr Abscheu.

In einem litauischen Städtchen.

Durch eine Kette von unvorhergesehenen Ereignissen war ich genötigt, in der zweiten Hälfte des August längere Zeit in dem weltverlorenen litauischen Städtchen Zyzmory zu bleiben, als mir lieb war. Ich kam nur wenige Tage nach der Vertreibung der russischen Nachzügler dort an. So war den wenigen Bewohnern, die ausgehalten hatten, die Russenzeit noch lebendig im Gedächtnis. Man wußte mancherlei darüber zu erzählen, wie die Deutschen den Russen überraschend auf den Hals kamen.

Noch am vorhergehenden Sonntag hatten es sich die Kosaken bequem gemacht; sie plünderten, wo sie konnten, und drehten besonders sämtlichen Hühnern die Hälse um. Da hieß es auf einmal: die Deutschen kommen! Die Kosaken rannten, was sie konnten, durch die Gärten hinter den Häusern in die Felder hinein und ließen ihre Pferde und Bagagewagen im Stich. Eine halbe Stunde später waren auch wirklich schon die ersten deutschen Soldaten im Orte und machten ansehnliche Beute.

Seitdem waren die deutschen Truppen nach Osten und Süden weiter vorgegangen. An der Front tobten heftige Kämpfe. Den ganzen Tag und den größten Teil der Nacht dröhnte aus der Ferne der Geschützdonner herüber. Die Russen hatten sich an der Seenkette westlich von Wilna festgesetzt und suchten durch zähesten Widerstand, verbunden mit kräftigen Vorstößen, das stolze Wilna vor dem Schicksal zu bewahren, das Kowno getroffen hatte. Ebenso stark war

aber der deutsche Wille, diesen letzten Widerstand der russischen Heeresmacht zu brechen.

So zogen denn Tag für Tag neue Truppenteile aller Art, Munitionstransporte und Fuhrparkkolonnen durch den Ort gegen Osten. Man sah die Truppen fröhlich und un-verdrossen dahinwandern, man wünschte ihnen Glück und Erfolg, und bedauerte, sich ihnen nicht zugesellen zu können. Aber ganz verloren waren auch diese Tage der unfreiwilligen Muße nicht. Boten sie doch Gelegenheit, zu beobachten, wie das deutsche Vordringen auf die Bevölkerung wirkt, und eben-so das Leben und Treiben hinter der Front zu beobachten.

Z y z m o r y war im Gegensatz zu den weiter östlich ge-legenen, von den Russen in Schutt und Asche gelegten Ort-schaften von ihnen f a st v ö l l i g v e r s ch o n t w o r d e n, vielleicht, weil ihnen die Deutschen zu schnell auf dem Fuße folgten. Die Häuser waren allerdings g r ü n d l i ch a u s-g e p l ü n d e r t, aber sie standen sonst unversehrt da. Nur waren sie zum größten Teil von den Einwohnern verlassen worden. Die Türen waren verschlossen und es gab nicht das geringste zu kaufen.

Aber allmählich änderte sich das Bild. Eine Familie nach der anderen kehrte aus den Schlupfwinkeln, in denen sie sich bisher verkrochen hatten, in ihr Heim zurück. Hoch-bepackt mit Betten und sonstigem Hausgerät schwankten die von kleinen Pferden gezogenen Wagen heran. Die älteren Frauen und die kleinen Kinder thronten auf dem Gerümpel und die übrigen Angehörigen gingen nebenher und trieben eine Kuh und einige Schafe. Sie wußten sich in Sicherheit, seitdem die Deutschen eingezogen sind.

So öffnet sich eine Tür nach der anderen, und abends sitzen die Einwohner, Litauer und Juden, schon wieder vor der Haustür und schwatzen und lachen. Die Feldgrauen haben es schnell verstanden, ihr Zutrauen zu gewinnen. Wir hatten einige Tage ohne Brot auskommen müssen. Jetzt sehe ich des Abends einen jüdischen Mann mit mehlbestaubtem Anzug. „Sie sind Bäcker? Kann ich Brot haben?“ „Yes!“ sagt er. Er hat eben das Brot aus dem Ofen geholt. Ich gehe mit ihm und kaufe ihm ein Stück ab, das Pfund zu dem billigen Preis von 10 Pfennig. Es ist noch warm, ziemlich dunkel, aber sehr schmackhaft. Weißbrot kann er noch nicht backen, da ihm die Russen das Weizenmehl fortgenommen haben. Ich spreche mit dem Mann und frage ihn, wie er zu dem „Yes“ kommt. Nicht ohne Stolz erzählt er, daß er in Amerika war. Hier war Amerika bisher der Traum aller, die sich unter der russischen Gewaltherrschaft nicht wohl fühlten.

Daß es hier kein Brot gab, könnte auffallen, da so viele Truppen im Ort lagen und durch ihn nach vorwärts zogen. Aber im Krieg geht es eben nicht immer so glatt, wie es die Regeln über die Ernährung der Armee wollen. Der Proviant läßt manchmal auf sich warten. Man spricht zu Hause vom Bier an der Front und denkt wohl, daß jeder Soldat täglich seinen Schoppen trinkt. Das ist nichts als ein schöner Traum. Von Bier habe ich in den sechs Tagen, die ich in Zyzmory war, keine Flasche gesehen, und weiter nach vorn gab es ganz gewiß nichts. Man war schon froh, daß es auf dem Felde wenigstens Kartoffeln gab. Um etwas Brot zu bekommen, mußten wir bis zu einem ziemlich entfernten

Ort wandern, wo zufällig ein Proviantamt für einige Stunden eingerichtet war. So ist es nicht immer, aber solche Fälle kommen doch vor. Dabei müssen die Leute oft tagelang ohne Ruhepause kämpfen. Sie ertragen alles mit bewundernswürdigem Humor.

Noch etwas sieht man hinter der Front: den Rücktransport der Verwundeten. Das ist vielleicht die ergreifendste Kehrseite des Krieges. Jeden Tag sah ich sie ankommen. Auf kleinen Bauernwagen werden sie herangefahren. Mit bleichen Gesichtern liegen sie auf dem Stroh, geduldig im Ertragen aller Schmerzen, aber mit einem Ausdruck unendlichen Leids in den Augen. Je schneller es vorwärts geht, um so länger dauert es, ehe das ersehnte Lazarett erreicht ist; und bisweilen dauert es allzulange.

Ich mußte mich schließlich bequemen, nach Kowno zurückzukehren. Bis zu einer Station der von Kowno nach Wilna führenden Bahnlinie konnte ich nach langen Mühen in einem kleinen Wagen fahren. Von hier hoffte ich mit der Bahn weiter zu kommen. Es bestand auch wirklich eine Art von Bahnverkehr. Aber die Russen hatten alle Lokomotiven fortgeschafft. Nur einige Dutzend Güterwagen waren mit Beschlag belegt worden. Sie wurden von Pferden gezogen. Mit einundzwanzig Schwerverwundeten zusammen kam ich schließlich in einem Güterwagen unter. Am Vormittag fuhr ich mit dieser improvisierten „Pferdebahn" ab. Aber es war längst Nacht geworden, als der Bahnhof von Kowno erreicht wurde. Die Fahrt von kaum vierzig Kilometern hatte zwölf Stunden beansprucht. Und doch waren die Ver-

wundeten zufrieden, daß sie wenigstens auf glatten Schienen vorwärts gebracht wurden. Nirgends mehr als im Kriege lernt sich der Mensch bescheiden.

Wilna.

Am 19. September traf ich in Wilna ein. Von Kowno kommend, hatte ich zusammen mit einem Berufsgenossen einen großen Umweg über Wilkomierz machen müssen, um die Hauptstadt des alten Litauens zu erreichen. In früher Morgenstunde, als wir uns bei Regenwetter auf mangelhafter Landstraße zwischen Schirwinty und Mejszagola abmühten, um vorwärts zu kommen, hörten wir die Freudenbotschaft, daß deutsche Truppen in Wilna eingezogen seien, vom Jubel der Bevölkerung begrüßt.

Nun galt es alle Kräfte anspannen, um die altberühmte Hauptstadt des ehemaligen Litauen so schnell als möglich zu erreichen. Bei Mejszagola, etwa zwanzig Kilometer nordwestlich von Wilna, sah man noch die Spuren der erbitterten Kämpfe, die sich hier in der vorigen Woche abgespielt hatten. Der Ort selbst war zum Teil verbrannt und zerschossen, die Erde zu beiden Seiten der Straße von zahllosen Granaten aufgerissen, und im Chausseegraben lagen noch die mit dem Mantel bedeckten Leichen gefallener Russen. Nur Schritt für Schritt waren hier die deutschen Truppen vorwärts gekommen, aber allmählich schob sich doch der eiserne

Ring Kilometer auf Kilometer näher an die Hauptstadt heran, bis die Russen, durch Flankendruck gezwungen, Wilna am Sonnabend fluchtartig räumten.

Nach kurzer Fahrt lag die Stadt, in sanfter Krümmung am Süduſer der Wilija hingestreckt, ausgebreitet vor unseren Augen. Es war ein Bild von einzigartiger Schönheit. Hochstrebende Türme, goldene Kuppeln, mächtige Profanbauten, wohin man blickte. Wilna liegt im Tal, aber auf wellenförmigem Gelände, und bietet deshalb dem Auge immer eine Abwechslung. Sieht man von Warschau ab, dann kann sich keine der bisher von uns besetzten russischen Städte auch nur annähernd mit Wilna messen, weder die Hafenstadt Libau trotz ihrer im Kern deutschen Eigenart, noch vollends Kowno, das allzusehr unter der russischen Brutalität gelitten hat, um sich für die nächste Zeit wieder erholen zu können. Kowno ist nicht tot, gewiß nicht; man darf sogar hoffen, daß es als wichtigste Njemenstadt unter einer vernünftigen und wohlwollenden Verwaltung in wenigen Jahren einer neuen Blüte entgegengeht. Aber Kowno ist krank. Es leidet darunter, daß der größte Teil seiner schaffensfreudigen Bewohner seit dem Frühjahr weggeschafft worden ist, und daß es von diesem Zeitpunkt an im wesentlichen nur noch ein Leben als Festung führte.

Wilna aber strotzt von blühendem Leben. Wohl haben die Russen auch hier versucht, Teile der Bevölkerung ins tiefe Innere zu verschleppen; aber davon, daß auch Wilna ähnlich wie Kowno, eine verödete Stadt sein sollte, kann keine Rede sein. Vollends dachte die Bevölkerung nicht daran, sich vor den siegreichen deutschen Truppen zu verstecken.

Es war ein Sonntag, als wir ankamen. Wilna war so belebt, wie kaum eine deutsche Stadt gleicher Größe. In allen Straßen wimmelte es von Menschen und Wagen; und keineswegs überwiegend von Feldgrauen und Militärtransporten, sondern auch von der einheimischen Bewohnerschaft, von Männern und Frauen, jungen Leuten beiderlei Geschlechts, von Polen und Juden. Die Geschäfte, die durchweg einen schmucken Eindruck machen, waren geöffnet und der Offizier und Soldat, die in der langen Zeit des Frontlebens manches entbehren mußten, konnten hier bekommen, wonach ihnen der Sinn stand. Sie machten auch reichlich von dieser Möglichkeit Gebrauch. Es ging zunächst noch etwas drunter und drüber, wie es bei dem plötzlichen Besitzwechsel nicht anders sein kann, aber schon patroullierten die deutschen Wachtposten durch die Straßen, schon standen an allen Ecken einheimische Ordner mit der Armbinde und dem weißen Stabe und halfen den Verkehr regeln. Auch hatte die deutsche Verwaltung bereits eine Proklamation in drei Sprachen anschlagen lassen, die in sehr würdiger und entgegenkommender Form die Bevölkerung auf den Wechsel der Verhältnisse hinwies, die freundlche Gesinnung der Deutschen gegen das ehemalge Königreich Polen hervorhob, und von dem guten Willen der Einwohner die Aufrechterhaltung der Ordnung ohne Zwangsmittel erwartete. Von Verbissenheit und verstecktem Groll war nichts zu spüren. Wenn die Bevölkerung auch zunächst an sich selbst denken mochte, so hatte sie doch wohl erkannt, daß ihr Schicksal in Zukunft mit dem des deutschen Volkes verkettet bleiben wird. Jedenfalls ließ sich überall Entgegen-

kommen und Gefälligkeit, ja eine gewisse Herzlichkeit feststellen.

Der stille Widerwille gegen das Russentum, der sich nur allzuleicht erklärt, ist zum Haß geworden. Etwas ähnliches kam wenigstens zum Ausdruck, als ein Trupp gefangener Russen durch die Stadt geführt wurde. Überall begegneten sie verächtlichen Blicken; und auch an höhnischen Worten fehlte es nicht. Nirgends war etwas von wirklicher Teilnahme zu spüren. Fast konnten einem die armen Teufel, die still und mit einem rührenden Ausdruck von Hilflosigkeit dahintrotteten, leid tun. Aber wenn man sich umhörte, dann erfuhr man, daß sich die Russen wenigstens in einzelnen Fällen roh und brutal benommen, die Schaufenster zertrümmert und ausgeplündert haben, und dergleichen Übergriffe mehr sich erlaubten.

Wilna hat als Stadt einen großen monumentalen Zug, wie er nur dort sich herausbildet, wo ein organisches Wachstum stattfand und lange Generationen an der Ausgestaltung des Städtebildes arbeiteten. Die Spuren der Geschichte Wilnas führen weit in die Vergangenheit zurück, und wo seit mehr als fünfhundert Jahren die Kathedrale des heiligen Stanislaus sich erhebt, hatten bereits die heidnischen Litauer zu Ehren ihres Gottes Perkunas einen Tempel errichtet, in dem ein ewiges Feuer brannte. Die wechselnden Schicksale des litauischen Stammes, seine Kämpfe und Niederlagen, haben ihren Niederschlag in der Ausgestaltung Wilnas gefunden. Um seinen Besitz kämpften die deutschen Ritter, die Tataren und Großfürsten des russischen Reiches, und Schweden, Kosaken und Franzosen weilten vorübergehend in

seinen Mauern. Nun ist über alles etwas von der russischen Tünche gebreitet, aber unter ihr läßt sich doch noch die originale Gestalt der Stadt erkennen. Alles das hat in der festgehaltenen Einheit eine bunte Mannigfaltigkeit von hohem Reiz geschaffen.

Wir kamen vom Nordwesten zunächst in die auf dem nördlichen Wilijaufer liegende Vorstadt Ssnipischki und hatten einige Mühe, die eigentliche Stadt zu erreichen, denn die erste von den beiden Brücken, die außer einer Eisenbahnbrücke über den Fluß führen, war von den Russen gesprengt und wurde noch repariert; aber über die weiter flußabwärts liegende zweite Brücke kamen wir glücklich hinüber und fanden nun gleich im Georgsprospekt eine der belebtesten Straßen der Stadt.

Schon vom nördlichen Ufer hatte man von Wilna einen starken Eindruck erhalten. Noch großartiger war der Anblick von dem Schloßberg, den man von der Stanislaus-Kathedrale durch hübsche Anlagen auf bequemen Wegen in zehn Minuten ersteigt. Hier stand einst die Burg des Fürsten Gedemin, nun bis auf wenige Mauerreste verschwunden. Sie hat wohl den Kristallisationspunkt für die entstehende Stadt gebildet. In der Tat, man konnte den Platz für eine beherrschende Stellung nicht besser wählen. Heute bietet er eine entzückende Übersicht über die Stadt und die ihn umgebenden Höhen, zumal, wenn die goldenen Kuppeln in der Sonne funkeln und die mittelalterlichen Türme ihre Spitzen trotzig in den blauen Himmel recken.

Die Stadt gewann noch bei einer Wanderung durch ihre

Straßen. Bald findet man einen stolzen Platz von weiten Ausmessungen, bald lauschige Winkel und altertümliche Bauten. Ungewöhnlich zahlreich sind die Kirchen, darunter solche von höchster Pracht.

Aber Wilnas größtes Heiligtum ist die Ostra-Brama-Kapelle, die sich über einem altertümlichen Stadttor in einer engen Straße erhebt. Sie birgt ein byzantinisches Muttergottesbild, dem wunderbare Kräfte beigemessen werden. Es befindet sich in einer Nische über der Nordseite des Tores und blickt geradeaus in die Straße hinein. Kein Pole und kein Russe durchschreiten dieses Tor, ohne den Hut abzunehmen. Das wundertätige Bild zeigt nur den edlen Kopf und die schmalen Hände. Alles andere ist durch einen Mantel von gediegenem Golde bedeckt, und in dem Diadem der Gottesmutter funkeln nußgroße Diamanten.

Die Zahl der Gläubigen, die zu diesem Bilde wallfahren, reißt nicht ab; Orthodoxe und Katholiken knien gleichmäßig vor ihm nieder, und viele küssen den Altar, auf dem es steht. Das hindert nicht, daß es sonst in Wilna recht weltlich hergeht. Die zahlreichen Kinematographentheater waren überfüllt, die Teestuben wurden nicht leer, und in den modern eingerichteten Cafés wurde ununterbrochen musiziert. Auch in Wilna dürfte der große Krieg nicht spurlos vorübergegangen sein; aber man mußte schon recht genau hinsehen, um etwas von Not zu merken.

Ganz ohne gewisse Kennzeichen der russischen Räumung blieb auch Wilna nicht. Es hatte bisher einige Denkmäler, so das des ehemaligen Generalgouverneurs Grafen Murawjew, der als Unterdrücker des polnischen Aufstandes

von 1863 nicht in bester Erinnerung steht, der großen Kaiserin Katharina II. und des Dichters Puschkin. Diese Denkmäler hießen die Russen mitgehen, vielleicht weil sie den deutschen Truppen Gelüste auf die dabei verwandte Bronze zutrauten. Auch die großen Glocken der Kirchen sind, wie in anderen Orten auch, von ihnen mitgenommen worden. Aber solche und ähnliche Flecken können dem Gesamtbilde wenig Abbruch tun.

Im ganzen durfte man sich gerade der Besetzung Wilnas als eines großen Fortschritts freuen. Es war ein Gewinn von unabsehbarer Bedeutung, daß bei den groß angelegten strategischen Operationen Wilna als reife Frucht dem siegreich vordringenden deutschen Heer zufiel. Die Stadt bedeutet einen glänzenden Edelstein im deutschen Ruhmeskranze.

Zur Ostfront.

Für die deutschen Feldtruppen gab es in Wilna keinen Aufenthalt. Große Teile von ihnen sahen Wilna nur in den zwei Stunden, die nötig sind, um durchzuziehen. Sie warfen einen Blick auf die Straßen mit ihren glänzenden, verlockenden Schaufenstern und der frohbewegten, jubelnden Bevölkerung, auf die Paläste und Kathedralen, einen Blick der Entsagung. Aber nirgends eine Spur von Mißmut über den Verzicht auf alle diese Herrlichkeiten. In strammem Schritt und Tritt, in tadelloser Haltung marschierten sie vorwärts

und sangen vom Soldaten als dem schönsten Mann im Staate und von der Heimat, in der es ein Wiedersehen gibt. Dann ging es wieder hinaus auf die öde Landstraße, durch Schmutz und Schlamm, der bis über die Stiefelschäfte reichte. Es gab kein Halten. Nicht einen Augenblick wurde den zurückweichenden Russen Ruhe gegönnt, und so war es selbstverständlich, daß auch die deutschen Truppen keine Rast finden konnten.

So ausgedehnt die Front östlich Wilnas war, so schwer war es, sie zu erreichen. Man macht sich nur schwer eine zutreffende Vorstellung von dem Zustande der Wege, auf denen sich die Kämpfe abspielten. Sobald man in östlicher Richtung aus Wilna hinauskam, hörte das Pflaster auf. Sand und Lehm in zähem Gemisch hinderten das Weiterkommen. Dazu waren die Wege von den Munitionskolonnen, der Bagage, den schweren Geschützen, den Proviantwagen und was sonst noch im Gefolge einer Armee dahinzieht, völlig zerfahren und grundlos geworden. Deshalb wurde die eigentliche Straße, in der man einfach bis zu den Knien versank, gemieden. Die Kolonnen fuhren am liebsten rechts und links von ihr über das Feld. Da ging es denn über holperige Äcker, durch Gräben und Bäche, und bisweilen wurden weite Umwege gemacht, um irgendein unüberwindliches Hindernis zu vermeiden. Kommt dazu noch regnerisches Wetter, dann bildet sich ein derber klebriger Brei, der sich an die Stiefel und die Räder hängt und das Fortkommen fast unmöglich macht. Auf solchem Terrain ist das Auto nicht zu gebrauchen; es bleibt einfach stecken.

Da wir trotzdem wenigstens einen Blick auf die Kampffront werfen wollten, so entschlossen wir uns, auf kleinen

Leiterwagen einen Versuch zu machen. Die kleinen litauischen Pferde sind noch am besten mit dieser Art von Wagen vertraut und verstehen im allgemeinen mit ihnen fertig zu werden. Aber selbst diesen geduldigen, genügsamen und ausdauernden Tieren wurde die Anstrengung zu groß. Zweimal im Lauf von drei Tagen mußten wir umladen, da zwei Pferde nicht mehr mitkamen, oder, wie sich der deutsche Soldat ausdrückt, „schlapp gemacht" hatten. Man begreift erst unter solchen Umständen völlig, was unsere Soldaten hier im Osten, wo der Krieg angeblich weniger „gefährlich" ist als im Westen, leisten müssen.

Nicht geringer waren die Unannehmlichkeiten der Unterkunft. Fast überall gab es nur unsaubere, von Fliegen und anderem Ungeziefer wimmelnde Hütten, in denen es auch an der geringsten Behaglichkeit fehlte; und nur zu oft hieß es, auf freiem Felde oder in einer Waldecke kampieren. Dann mögen die lodernden Wachtfeuer auf sentimentale Seelen sehr poetisch wirken, aber man friert dabei auf die Dauer erbärmlich.

Und doch, so erstaunlich es ist, so wahr bleibt es; gerade unter den erschwerendsten äußeren Umständen scheint sich der Humor am besten zu halten. Wenn man wirklich frohe Gesichter, lachende Mienen, unüberwindlichen Lebensmut finden will, dann muß man zur Front gehen. Hier hilft einer dem anderen, hier gibt es keinen Müßiggang, und schlendert man abends durch irgend so ein elendes Nest, dann hört man aus den jämmerlichen Hütten lustige Soldatenlieder schallen.

Der Krieg ist ein Rätsel und eine Sphinx, die Rätsel

aufgibt. Er hat hundert verschiedene Gesichter. Niemand kennt ihn ganz aus. Je länger man draußen ist, um so weniger meint man ihn erfaßt zu haben. Immer überrascht er durch neue Seiten. Gerade wer viel gesehen, der weiß, daß er nur Stückwerk sehen konnte. Die tiefsten Triebkräfte sind unergründlich, die geheimsten Seiten bleiben unenthüllt.

An und für sich steht der Krieg jenseits von gut und böse. Er weckt Tugenden auf der einen, Laster auf der anderen Seite, macht Mutige zu Helden, die weder Tod noch Teufel fürchten, und Zaghafte zu verächtlichen Memmen, er führt je nach den Umständen zu grenzenloser Selbsthingabe und zu ebenso grenzenloser Selbstsucht. Es ist etwas Elementares an ihm, wie bei Erdbeben und Gewitter; und nur eins ist gewiß, daß in seinem Gefolge unendliche Not, grenzenloser Jammer sich einstellen. Wenn man die Hunderte von Verwundeten gesehen hat, die sich zum Feldlazarett schleppen oder zu ihm getragen werden, wenn man die armen Flüchtlinge am Wege erblickt, denen der Krieg alles geraubt hat, wenn man in die verödeten Häuser kommt, in denen einst friedliche und glückliche Menschen lebten, dann weiß man, daß die Verantwortung für einen Krieg ungeheuer ist, so schwer, daß niemand sich vermessen sollte, sie tragen zu wollen. Und als große Sehnsucht aller Eindrücke des Krieges bleibt der Friede, der dauert.

* * *

Der Leiterwagen mit dem „Panje“ auf seinem aus quergezogenen Stricken gebildeten Sitz und uns beiden Kriegsberichterstattern auf einem Strohbündel, mahlte durch fußhohen Sand, als wir das schöne Wilna in östlicher Richtung

verlassen hatten. Es hatte geregnet, und die Wege waren aufgeweicht wie ein Sumpf. Besonders wo der Boden, wie fast überall in den Niederungen, stark mit Lehm durchsetzt ist, konnten die beiden Pferde, obgleich sie nur wenig zu ziehen hatten, kaum weiter.

Zunächst mußte die Höhe des Plateaus erreicht werden, da Wilna in dem tief eingeschnittenen Tal der Wilija liegt. Aber die Hochebene, auf der nun der Weg weiter geht, ist nichts weniger als eben. Beständig geht es auf und ab, und Hügel an Hügel reihen sich in unendlicher Folge aneinander. Im Durchschnitt mag dieses Hochland nur wenig über 200 Meter über dem Meere liegen; die einzelnen Kuppen steigen indessen beträchtlich höher an, bis fast 300 Meter. Sie bestehen, soweit sie nicht bewaldet sind, aus Sand und Geröll, und sind infolgedessen für den Ackerbau wenig geeignet. Außer Kartoffeln scheint auch kaum etwas hier zu wachsen. In den zum Teil sumpfigen Tälern ist es besser; hier sieht man fette Felder und üppige Wiesen. Doch sind die Bodenverhältnisse nicht gleichmäßig. Besonders fällt auf, daß hier sehr viel Lein gebaut wird.

Ein eisiger Wind fegte über die Höhen und durchkältete uns bis aufs Mark. Man mußte gelegentlich absteigen und durch den Schmutz waten, so gut es ging, um einigermaßen warm zu werden. In langsamstem Tempo trotteten die Pferdchen dahin, und manchmal standen sie ganz still, um sich zu verschnaufen. Mittag war längst vorüber, ehe der erste größere Ort, Rukowje, erreicht wurde. Da die Pferde nicht mehr weiter konnten, mußte Rast gemacht werden. Bald aber mußte die Fahrt fortgesetzt werden, da wir bis zu

dem Ort Mjedniki kommen wollten. Die Gegend blieb sich im wesentlichen gleich, nur war hier mehr Wald und der Weg womöglich noch schlechter. Von Zeit zu Zeit sah man an den Seiten der Straße verlassene Schützengräben der Russen. Auch sonst fehlte es nicht an Zeichen dafür, daß hier überall der Weg für den deutschen Vormarsch erkämpft werden mußte. Es war schon dunkel, als wir endlich, nach einer den ganzen Tag beanspruchenden Fahrt, Mjedniki erreichen. Dabei waren wir kaum 30 km von Wilna entfernt.

Mjedniki, heute ein dürftiger und vor allen Dingen entsetzlich schmutziger Ort, scheint etwas Geschichte zu haben. Neben dem Gutshof steht eine Burgruine mit den Resten einer viereckigen Mauer, die einen Raum umschließt, größer als die modernen Forts. Auch diesmal hatte es eine kleine Rolle im Krieg gespielt. Noch am vorhergehenden Tage hatten die Russen eine starke Stellung auf der Höhe am Dorf, und als sie die in den Gutshof fahrenden Kolonnen entdeckten, feuerten sie kräftig hinein, glücklicherweise ohne viel Schaden anzurichten. Die Höhe selbst wurde dann noch am 20. September gestürmt und damit der Weg frei gemacht.

Als wir am nächsten Morgen der Front weiter entgegenfuhren, konnten wir wenigstens einen Teil der Schützengräben sehen, mit denen die Russen dem deutschen Vormarsch zu wehren suchten. Man muß es den Russen lassen, daß sie in der Anlage solcher Verteidigungslinien außerordentlich geschickt sind. Wie Kaninchenbaue ziehen sie sich auf den Höhen hin, die einzelne Stellung wieder durch Flankendeckung gesichert, und wenn endlich die Deutschen sich herangearbeitet haben, dann verschwinden die Verteidiger durch irgendein

Schlupfloch spurlos im Walde, um einen Kilometer weiter zurück eine neue Stellung, die unterdessen vorbereitet wurde, zu besetzen. Dann beginnt das Spiel von neuem. Es ist bewunderungswürdig, daß sich unter solchen erschwerenden Umständen unsere Truppen in wenigen Tagen bereits 40 bis 50 km östlich von Wilna vorwärts gearbeitet hatten und gerade am letzten Tage unseres Aufenthaltes an der Front wieder zu einem großen Gewaltmarsch ansetzten.

An den deutschen Batterien vorüber kamen wir bis zu dem Gutshof Kamienna Loh; hier aber ging es nicht weiter. Die Pferde konnten nicht mehr, und da ein Bleiben in diesem ausgesogenen und von Truppen überfülltem Gebiet sich als unmöglich herausstellte, so mußten wir uns zur Umkehr entschließen, um in mühseliger Heimfahrt Wilna wieder zu erreichen.

* * *

Ein zweiter Versuch, nach Osten vorzugehen, der eine Woche später unternommen wurde, war mehr vom Glück begünstigt. Das Wetter hatte sich gebessert; eine Reihe schöner Herbsttage gab der Gegend ein freundlicheres Gesicht. Die Sonne strahlte vom unbewölkten Himmel und trocknete die Lehmsümpfe der Straße auf, die Luft war mild wie im Hochsommer.

Da diesmal die Wegeverhältnisse keine ernsteren Schwierigkeiten machten, konnte man sich der abwechslungsreichen Gegend freuen, die mit der reichen Herbstfärbung der Wälder, mit ihren Tälern und Höhen wunderschöne Bilder bot.

An den unerfreulichen Begleiterscheinungen des Krieges, an den verbrannten Hütten und zerstörten Feldern mußte

man freilich ebenso vorübersehen lernen wie an den elenden Dörfern und der Not der Bevölkerung. Hier waren schon im Frieden jämmerliche Existenzbedingungen, die wieder einen unbeschreiblichen Schmutz, grenzenlose Unwissenheit und vielfach auch Entartung der Bewohner zur Folge hatten. Der Krieg hat die zum Himmel schreienden Sünden der russischen Verwaltung zugleich aufgedeckt und gesteigert.

Man muß nicht das sehen, was heute ist, sondern was unter vernünftiger und humaner Regierung aus dem Lande und seinen Einwohnern werden könnte, um über diese niederdrückenden Begleiterscheinungen am Wege hinwegzukommen, und auch so noch fühlt man sich von manchen aufdringlichen Bildern des Elends erschüttert. Aber die Sonne scheint allen, den Sündern wie den Gerechten, den Glücklichen wie den Unglücklichen, und ein wenig wird von ihrem Glanz auch der häßlichste Gegenstand verschönt.

In wenigen Stunden erreichten wir diesmal Mjedniki, ein Weg, für den wir das erstemal einen ganzen Tag gebraucht hatten. Die russische Sperre vor Oschmjana war längst gefallen, und bereits am 23. September war auch die Linie Soly—Olschany überschritten worden. So hätte man ohne weiteres nach dem wichtigen Eisenbahnpunkt Soly gelangen können; nur waren leider die beiden bei Schuprany über die Oschmjanka führenden Brücken zerstört worden, was zu einem großen Umweg nach Süden zwang, um dieses Flüßchen auf einer Notbrücke überschreiten zu können.

Als wir endlich das andere Ufer erreicht hatten, fing die Dämmerung an, und wir mußten nach einem Nachtquartier

Umschau halten. Wir fanden es auf einem polnischen Gut, wo der Stab der Munitionskolonnen und Trains einer Division lag, der wieder das Herrenhaus mit einem Feldlazarett teilen mußte. In dem Kommandeur des Stabes fanden wir erfreulicherweise einen liebenswürdigen Helfer. Er war einst selbst als Kriegsberichterstatter des „Berliner Tageblattes" auf dem Balkan gewesen, kannte deshalb die Berichterstatterleiden und sorgte für uns, soweit es die Verhältnisse zuließen. Mir selbst stellte er sein Feldbett zur Verfügung, so daß ich dem wenig beliebten Strohlager für diesmal entging. Unter dem Austausch von Erinnerungen verging der Abend sehr angenehm.

Am anderen Morgen fuhren wir zunächst zum Stabe der zugehörigen Division weiter, der etwas näher den feindlichen Linien lag.

Das Gelände südlich von Smorgon war aber so ungünstig, daß von hier aus kein Überblick zu gewinnen war. So fuhren wir zu der am vorhergehenden Tage verlassenen Straße, die von Soly nach Smorgon führt, zurück und auf ihr in östlicher Richtung weiter.

Wir sollten es nicht bereuen. Die neben der Straße hin führende Eisenbahnlinie nach Minsk bot ein überraschendes Kriegsbild. An zahlreichen Stellen war sie gründlich zerstört worden. Dutzende von Güterwagen waren bis auf das eiserne Untergestell verbrannt, und auch die Schienen waren noch von der Glut verbogen. Bei Soly war eine etwa 30 Meter lange Eisenbahnbrücke gesprengt, zwei Lokomotiven und zwanzig Wagen lagen im Fluß, und etwa sechzig Wagen waren auf den Geleisen verbrannt.

Etwas weiter nach Osten kamen wir abermals an eine zerstörte Bahnbrücke. Die Russen hatten anscheinend die Brücke unterminiert und dann einen Zug hinübergeschickt. Als er zur Hälfte hinüber war, stürzte die Brücke ein. So bot sich ein wirres Durcheinander. Die Schienen waren verbogen und zerrissen, die Lokomotive war umgestürzt und hatte sich, zur Hälfte noch auf den Schienen liegend, tief in die Böschung des Bahndammes eingebohrt; auf der eingesunkenen Brücke standen noch einige Wagen, andere hatten sich übereinandergeschoben, der Rest war ziemlich unversehrt. Man sah noch in diesem Trümmerhaufen etwas von der *furchtbaren Wucht*, mit der sich die Katastrophe abgespielt haben mußte.

Unsere Erwartung, daß wir bis nach *Smorgon* gelangen könnten, erfüllte sich nicht. Die Russen hatten diesen nicht ganz unbedeutenden Ort festungsartig ausgebaut und verteidigten ihn mit zäher Entschlossenheit. Wir machten wenige Kilometer vor Smorgon halt und trafen hier den Stab einer der Brigaden, die von Westen her den Ort umklammerten. Zugleich hörten und sahen wir, daß wir uns in einer von den Russen *völlig ausgeplünderten Gegend* befanden. Die Einwohner, soweit sie nicht geflüchtet oder vertrieben waren, machten schon jetzt einen halbverhungerten Eindruck. Noch größer dürfte hier das Elend werden, wenn erst der Winter seinen Einzug hält. Hier wie in der weiteren Umgebung droht neben den Seuchen eine Hungersnot mit allen ihren Schrecken.

Da ein Unterkommen in dem bis auf den letzten Winkel belegten Ort unmöglich war, mußten wir einige Kilometer

zurück zu einem nicht weniger dürftigen Dorfe, in dem der Stab der zugehörigen Division lag. Ein freundlicher Kolonnenführer gestattete, daß wir das Zimmer mit ihm teilten. Es war noch eins der saubersten dieses elenden Dorfes, aber ich denke trotzdem mit Schaudern an die Nacht zurück, die wir hier verbrachten.

Man macht sich nur schwer eine zureichende Vorstellung von dem Schmutz und Ungezieser, in dem die Menschen in dieser Gegend hausen. Menschenwürdige Unterkünfte gibt es hier überhaupt nicht. Das Zimmer, in dem die Exzellenz wohnte, war nicht im mindesten besser als das unsrige. Als man die Wände vor dem Einzug kräftig mit Naphthalin behandelt hatte, war der Boden mit Wanzen bedeckt, als hätte man einen Sack Linsen ausgeschüttet. Auch in unserem Raum nutzten alle Vorkehrungen wenig gegen die zudringlichen Blutsauger. So zog man vor, einen großen Teil der Nacht im Freien zu weilen. Es war ein herrlicher Abend, warm wie im Juni, kein Lüftchen regte sich, und die Sterne funkelten in wundervoller Klarheit; der nahe Wald stand in tiefem Schweigen.

Um so stärker war der durch den Krieg geschaffene Gegensatz. Im Hintergrunde lag Smorgon, von dessen drei Kirchen der stolze Doppelturm der katholischen Kirche deutlich sichtbar war. Die Feuersbrunst, die das Städtchen schon seit Tagen einäscherte, wütete während der ganzen Nacht weiter und verbreitete einen hellen Schein am Horizont. Bisweilen konnte man blutrote Flammenzungen emporsteigen sehen. In den sich nahe gegenüberliegenden Schützengräben war es die ganze Nacht lebendig. Ununterbrochen stiegen an den

verschiedensten Stellen Leuchtkugeln auf, das Gelände weithin mit Tageshelle überstrahlend; keinen Augenblick verstummte das Gewehrfeuer, in das sich bisweilen das Feuer der Maschinengewehre mischte. Vor allem aber waren die Minenwerfer unablässig an der Arbeit. Man sah die zentnerschweren Geschosse raketenartig in die russischen Schützengräben fliegen; hier explodierten sie mit furchtbarem Gebrüll, und meilenweit bebte von ihnen die Erde und klirrten die Fenster.

Mit dem Morgengrauen begannen die in weitem Bogen an drei Seiten von Smorgon aufgestellten Batterien, die sich am vorhergehenden Nachmittag eingeschossen hatten, ein furchtbares Bombardement. Es waren Feldgeschütze, schwere Mörser und großkalibrige Kanonen durcheinander. Man konnte am Schuß die einzelnen Typen unterscheiden; denn jede Geschützart redet ihre eigene Sprache. Bald gab es einen scharfen, ohrenzerreißnden Knall, bald rollte es wie Donner, bald gab es ein wütendes Zischen, bald einen knatternden Lärm. Um der Entwicklung der Dinge näher zu sein, fuhren wir wieder etwas vor. Hier war man mitten unter den feuernden Batterien wie in einer Löwenhöhle, und die sich unablässig folgenden Salven mischten sich zu einem Höllenkonzert zusammen.

Die Russen erwiderten das deutsche Artilleriefeuer nur schwach, wenn es ihnen auch gelang, in unserer Nähe ein Haus in Brand zu schießen. Aber sie lagen auf der Lauer. In den Schützengräben waren Scharfschützen verteilt, die jeden aufs Korn nahmen, der sich unvorsichtig blicken ließ.

In einzelnen Gebäuden des Ortes hatten sie Maschinengewehre aufgestellt, die alle Zugänge unter Feuer hielten.

So wogte der Kampf ohne Entscheidung hin und her. Aber wenn auch hier vorläufig die Grenze erreicht war, bis zu der die deutschen Truppen den Vormarsch getragen hatten, so nahm man doch die Gewißheit mit zurück, daß die Wacht im fernen Osten allen Möglichkeiten der Zukunft gewachsen ist. Sie deckt ein vom Feinde gewonnenes Gebiet, halb so groß wie das Deutsche Reich, und sie wird es halten.

Auf den Spuren Napoleons.

Gegenüber dem Rathaus von Kowno mit seinem schlanken, vierhundertjährigen Turm steht auf dem Marktplatz ein Denkmal aus Eisen. Es ist eine hohe achteckige Pyramide, gekrönt durch die vergoldete byzantinische Zwiebel, und soll an die Befreiung der russischen Erde vom Einfall der Franzosen erinnern. Wohlgemerkt, dieses künstlerisch unmögliche Monstrum wurde vor siebzig und einigen Jahren errichtet. Damals wußte man noch nicht, daß einst Rußland und Frankreich zusammengehen würden, um den Deutschen und Österreichern ihre eigenartige Form von Kultur aufzuzwingen. Die Erinnerungen an die napoleonische Zeit waren noch nicht erloschen, die Spuren des napoleonischen Feldzuges nicht völlig ausgewischt. Ruß-

land, auch zu jener Zeit schon den Blick auf Konstantinopel und die Dardanellen gerichtet, sah in England und Frankreich den eigentlichen Feind. So wurde zehn Jahre vor dem Ausbruch des Krimkrieges dieses Trutzdenkmal gegen die Westmächte im allgemeinen und Frankreich im besonderen, errichtet.

Unterdessen hat sich die Welt einige Male gedreht, aus den traditionellen Gegnern Rußlands sind vorübergehend seine Freunde geworden, aber das gußeiserne Denkmal auf dem Markt von Kowno weiß nichts davon. Es träumt noch immer von Tod, Brand und Verwüstung, von Wittgenstein und Kutusow, aber ganz besonders träumt es von dem kleinen Korporal, der ein Herr der Erde werden wollte und in der russischen Eiswüste sein Ende kommen sah. Auch heute ist die Erinnerung an Napoleon hier im ehemaligen litauischen Polen noch nicht vergessen, und es lohnt sich, den Spuren des großen Eroberers nachzugehen.

Allerdings, wenn die russische Heeresleitung daran denkt, die Taktik von 1812 im jetzigen Kriege zu wiederholen, dann beweist sie damit nur, daß sie nichts vergessen, aber auch nichts gelernt hat. Denn in Wirklichkeit liegen heute die Verhältnisse völlig anders als vor hundert Jahren. Man braucht nicht einmal den Nachdruck darauf zu legen, daß dieser Entschluß etwas spät käme. Sind doch die russischen Kerntruppen längst außer Gefecht gesetzt worden. Es wird nicht viel an zwei Millionen russischer Gefangener in deutschen und österreichisch-ungarischen Lagern fehlen, wenn der Winter in diesem Jahre seinen Einzug hält, und die Zahl der Gefallenen und verwundeten Soldaten wird kaum geringer sein.

Das ist selbst für das volkreiche Rußland ein Aderlaß von folgenschwerer Wirkung. Man darf hinzufügen, daß auch die Wiederbeschaffung der verlorenen Rüstungsmittel auf einige Schwierigkeiten stoßen würde. Aber das Entscheidende liegt darin, daß heute der Krieg eine völlig veränderte Gestalt angenommen hat. Im napoleonischen Zug gegen Rußland lag noch etwas von den Traditionen Alexanders des Großen und Hannibals, die entschlossen den Krieg in Feindesland trugen, unbekümmert um die Verbindungen mit der Heimat, in der Gewißheit, sich selbst auf fremdem Boden genug zu sein und sich alle Lebensnotwendigkeiten auf eigene Faust beschaffen zu können. Das war ein Irrtum schon zur Zeit Napoleons. Nicht an den russischen Armeen ist er gescheitert, sondern an Kälte und Entbehrungen aller Art.

Die Methode der Kriegsführung hat sich unterdessen weiter gesteigert, die Ansprüche an die Kampffähigkeit eines Heeres sind fast ins Unermeßliche gewachsen. Ohne die gesicherte Verbindung mit der Heimat wäre auch Hindenburg ein Antäus, den der Feind an der Berührung mit der Erde hindert. Ein Feldzug, der ins Blaue hineinführt, wäre heute allerdings nicht mehr als ein wahnsinniges Unternehmen, das den Keim des Fehlschlags schon am Beginn in sich trüge.

Davon ist indessen heute nicht die Rede. Mehr als das rücksichtslose Vorwärtsdringen gilt jetzt die Sicherung der rückwärtigen Verbindungen und die Sicherung der Flanken. In beiden Beziehungen kann man unbesorgt sein. Es bleibt kein Raum mehr für Feinde im Rücken. Man okkupiert

lieber langsamer, aber man okkupiert gründlich. Auch hat man bei uns im Gegensatz zu den Taktiken der russischen Heeresleitung längst erkannt, daß die sicherste Wirkung der Kriegsführung von heute nicht im Niederbrennen und Zerstören liegt, sondern im Erhalten und Aufbauen. Man zieht Nutzen aus dem mit Schonung behandelten Lande und seinen Bewohnern. Selbst für den unwahrscheinlichen Fall, daß man zurückgehen müßte, würde man weit günstigere Bedingungen finden, als sie der Vormarsch bot. Das alles war beim Zug Napoleons gegen Moskau, bei diesem Versuch eines Stoßes in das russische Herz, nicht der Fall.

Insofern läßt sich heute aus dem Feldzug von 1812 nichts mehr lernen; es lassen sich daraus noch weniger Schlüsse auf die Gegenwart ziehen, oder höchstens, daß auch ein Feldherrngenie nie den Boden der Wirklichkeit unter den Füßen verlieren soll. Diese Einschränkung kann indessen nicht hindern, das napoleonische Unternehmen gerade in der heutigen Zeit in seinen großen Umrissen zu verfolgen. Ohnehin fehlt es bei diesem verwegenen Versuch eines genialen Strategen nicht an Beziehungen zur Gegenwart.

So etwas wie die Notwendigkeit eines aggressiven Vorgehens gegen Rußland, das schon vor hundert Jahren ein Koloß war, scheint dem französischen Cäsar schon längst vor den Augen geschwebt zu haben. Vielleicht hätte er sonst kaum der Befreiung der Polen viel Aufmerksamkeit gewidmet. Auch wäre Nowo-Georgiewsk von ihm schwerlich als starke Festung ausgebaut worden. Er hatte damals schon den richtigen Blick für eine Verteidigungsstellung, und es macht nicht viel aus, daß Nowo-Georgiewsk, einst als

Trutzburg gegen die Russen gedacht, nun als russische Schutzburg in deutsche Hände gelangte. In die Zwischenzeit fallen die Verbrüderungsversuche Napoleons mit Alexander I. Paulowitsch, die doch nur bestätigten, daß eines Tages der Kampf um die Hegemonie Europas zwischen dem französischen Kaiser und dem russischen Zaren ausgefochten werden würde.

Als der Augenblick im Frühjahr 1812 gekommen war, zweifelte Napoleon I. keinen Augenblick daran, daß er trotz der erpreßten Unterstützung durch Neufranzosen, Deutsche, Polen, Litauer, Spanier, Portugiesen und Italiener ein schweres Stück Arbeit haben werde. Die „Große Armee" mit ihren 700 000 Mann, die gegen Rußland im Juni 1812 in Marsch gesetzt wurde, war nicht bloß für die damalige Zeit respektabel; und was nicht bloß an Mannschaften, sondern auch an Geschützen den Russen entgegengestellt wurde, das ging über die russische Leistungsfähigkeit weit hinaus.

Ebensowenig verfehlte Napoleon, für die Flankendeckung der Hauptarmee, wenn auch in ungenügendem Maße, zu sorgen. Auf dem linken Flügel ging Macdonald vor; er besetzte Libau und kam bis Mitau; hier machte er auf dem Wege nach Petersburg notgedrungen halt. Auf dem rechten Flügel gelangte König Jerome am 16. Juni bis Grodno, um hier sein Hauptquartier aufzuschlagen.

Napoleon brach unterdessen in der Mitte vor, weiter und weiter. Sein Weg führte ihn zunächst nach Kowno und damit an den Njemen. Es war die gleiche Straße, auf der auch unsere Truppen im Juli und August gezogen sind. Noch stößt man auf Schritt und Tritt auf Erinnerungen an den napoleonischen Feldzug. Auf dem linken Ufer des Njemen

beim Orte Ponjemon wird noch der Hügel gezeigt, von dem aus Napoleon die Gegend musterte. Es ist nichts Besonderes an ihm in dieser hügelreichen Flußniederung zu sehen, aber der Fuß eines Großen hat ihn berührt und ihm Unsterblichkeit verliehen. Dann wurde der Njemen übersetzt und Kowno zum Hauptquartier gemacht. Noch steht das Haus, in dem Napoleon während seines kurzen Aufenthaltes wohnte. Aber bald ging es, genau wie diesmal, über Kowno weiter nach Wilna, in dem Napoleon seinen strategischen Mittelpunkt erkannte. Seine Hauptfront bildete der Njemen, der ja auch diesmal in den kriegerischen Operationen eine große Rolle gespielt hat. Mit seinen breiten, von beträchtlichen Höhen eingeschlossenen Ufern eignet sich der Njemen dazu wie kaum ein zweiter Fluß.

Es war nur natürlich, daß Napoleon auch auf seinem Rückzug aus Moskau wieder in Wilna weilte. Aber es war nur auf kurze Zeit. Der Cäsar, dem einst die Welt zu gehören schien, mußte Wilna verlassen, wie ein Dieb in der Nacht, verkleidet und gehetzt, um den verzweifelten Versuch zu machen, von den Trümmern seiner Macht zu retten, was noch zu retten war.

Das war Anfang Dezember 1812. In die dazwischen liegenden kurzen sechs Monate drängte sich eine der größten Tragödien der Weltgeschichte zusammen. Wie von einer dämonischen Gewalt getrieben, ging die Hauptarmee weiter auf Moskau los. Der große preußische Generalstabsoffizier Gneisenau hatte den russischen Verteidigungsplan entworfen und die an der Straße nach Warschau liegende Stadt Smolensk als wichtigste Verteidigungsstellung erkannt.

Hier erwarteten die Russen den Feind. Napoleon warf Bagration und Barclay de Tolly über den Haufen und rückte in die zum größten Teil vernichtete und verbrannte Stadt ein. – Und unaufhörlich ging der Zug nach Osten weiter. Am 7. September wurde Kutusow nach zähem Widerstande bei Borodino geschlagen und Ney zum Fürsten von der Moskwa ernannt. Eine Woche später zog Napoleon in Moskau ein. Es war ein kurzer Traum weltumspannender Herrlichkeit. Am nächsten Tage begann der große Brand, der vier Tage währte und den größten Teil der Stadt in Schutt und Asche legte.

Heute würde man mit einem Achselzucken über eine derartige Kriegsfatalität hinweggehen. Für Napoleon, der ohne zureichende Verbindung mit der Heimat war, bedeutete es den Anfang des Endes. Noch einen Monat hielt er mit seinem zusammenschmelzenden Heere aus. Dann erkannte er die Notwendigkeit eines raschen Rückzuges. Aber er kam früher, als er gedachte, in den russischen Winter hinein. Umsonst versuchte er, in Gegenden abzulenken, die vom Kriege noch unberührt geblieben waren. Die Russen hielten die Armee an der verwüsteten Rückzugsstraße fest. Das Korps Neys, des Siegers und Fürsten von der Moskwa, wurde zusammen mit dem Davousts bei Kraßnoje fast aufgerieben. Napoleon selbst mußte wieder über das zerstörte Smolensk zurück, immer stärker von den nachdrängenden Russen beunruhigt, immer stärker von Kälte und Not gepeinigt.

Dann kamen die fürchterlichen Novembertage an der Beresina. Mit den unglaublichsten Mühen gelang es, zwei Brücken über den angeschwollenen, mit Treibeis bedeck-

ten Fluß zu schlagen. Eine Zeitlang konnte man sich der andrängenden Russen erwehren. Aber zuletzt hörte jede Ordnung auf. Jeder suchte sich selbst zu retten und stieß sich mit dem Nachbar ins Verderben. Zahllos waren die Opfer des Überganges; über und zwischen den Eisschollen trieben ungezählte Tausende des napoleonischen Heeres den Fluß hinab. Nicht weniger als 30 000 Franzosen sollen dabei ums Leben gekommen sein. Es waren gewiß zahlreiche Deutsche aus allen Stämmen dabei; und doch sang ein deutscher Dichter, der Befreiung von unerträglicher Last froh: „Mit Mann und Roß und Wagen hat sie der Herr geschlagen.“ Denn nachher gab es nur noch ein: „Rette sich, wer kann.“ Es waren nur wenige Tausende, die der allgemeinen Vernichtung entgingen. Der Rest wurde von den Kosaken und noch mehr von Kälte und Hunger aufgerieben. Napoleon selbst aber überraschte die Welt mit dem in Smorgon verfaßten 29. Bulletin, das an die Mitteilung von dem Zusammenbruch der großen Armee die tröstliche Nachricht knüpfte: „Die Gesundheit Seiner Majestät ist niemals vortrefflicher gewesen.“ Dann verließ er Wilna flüchtig, um noch einmal, zum letztenmal, das Schicksal herauszufordern.

Das alles ist offenbar die stärkste denkbare Warnung vor menschlichem Übermut. Und doch, je genauer wir in diese napoleonischen Schicksale hineinblicken, um so bestimmter erkennen wir, daß sie völlig ohne Beziehung zur Gegenwart sind. Es waren nicht bloß andere Kriegsmethoden, es waren auch sonst Verhältnisse, die von den heutigen völlig verschieden sind. Wir sind gewiß, daß sich die deutsche Armee im Osten niemals verlocken lassen könnte,

ins Ungewisse hineinzufahren, und wir sind ebenso gewiß, daß sie niemals die enge Fühlung mit der Heimat verlieren wird. Ihre Erfolge beruhen letzten Endes auf der deutschen Überlegenheit in strategischer, technischer und moralischer Beziehung, und deshalb kann es hierbei keinen Rückschlag geben. Die deutsche Armee will nicht durch Überraschungen blenden; sie geht, an dem Napoleonischen Feldzuge gemessen, langsam vor, aber sie geht sicher. Wie weit sie kommen wird, das vermag heute noch niemand zu sagen; aber eins ist gewiß: was sie einmal hat, das hält sie auf die Dauer. Insofern hat sie ein volles Recht, die russische Drohung mit der antinapoleonischen Taktik als haltlos zu kennzeichnen.

Die Flüchtlinge.

Das Flüchtlingselend ist bei dem Kriege im Osten das in allem Wechsel beharrende. Auf dem eigentlichen russischen Boden, den unsere Truppen noch nicht erreicht haben, macht es vielleicht das schwierigste Problem des ganzen Krieges aus. Eine Welle von Millionen hungernder und frierender Menschen wälzt sich, einer neuen Völkerwanderung gleich, nach dem fernen Osten. Längst ist sie über den Ural hinausgelangt und überflutet nun bereits den größeren Teil Sibiriens. Unstet und flüchtig, aller Ordnung entwöhnt, bettelnd und marodierend ziehen die zahllosen Scharen von Haus und Hof verjagter Menschen weiter und weiter, pochen an alle Türen und plündern alle Felder. Die seßhaften

Bewohner sehen sie mit Schrecken kommen und können sich ihrer nicht erwehren. Die Behörden wieder stehen ratlos einer Notlage gegenüber, die sie selbst erst in Verblendung geschaffen haben.

Was man in den von unseren Truppen besetzten Gebieten sieht, das ist nur ein Teil dieses fürchterlichen Notstandes; aber es ist herzzerreißend genug. Das Elend der Heimatlosen äußert sich in den verschiedenartigsten Formen, anders für die Wohlhabenden und anders für die Armen, anders für solche, die freiwillig davongehen, und anders für solche, die zwangsweise von Haus und Hof vertrieben werden.

In Kowno hatte es zur Verödung der Stadt geführt; von den annähernd 100 000 Einwohnern, die vor dem Krieg in dieser Festung lebten, waren beim Einzug der deutschen Truppen nur noch schätzungsweise 5000 Seelen übrig; die Folge dieser zwangsweisen Entvölkerung waren geschlossene und ausgeraubte Läden, verödete Häuser, verbrannte Fabriken.

Ganz anders lagen die Verhältnisse in Wilna; man nimmt an, daß die Bevölkerung vor dem Kriege etwa 220 000 Menschen ausmachte. Da keine amtlichen Register über die Bevölkerung geführt werden und die letzte Volkszählung schon vor 18 Jahren stattfand, so ist eine genaue Berechnung unmöglich. Man muß sich an die Kirchenbücher der verschiedenen Konfessionen halten, die aus begreiflichen Gründen sehr lückenhaft sind. Aber als sicher kann angenommen werden, daß während der letzten Monate zu der ansässigen Bevölkerung mindestens noch 100 000 Flüchtlinge aus Litauen und Russisch-Polen gekommen waren.

Selbstverständlich ist auch aus Wilna ein Teil der Bewohner vor der Besetzung der Stadt durch die Deutschen geflüchtet; von den zahlreichen russischen Beamten ist wohl niemand zurückgeblieben. Die reichen Leute aller Bekenntnisse haben sich den Unannehmlichkeiten der Invasion durch den Rückzug in das innere Rußland entzogen, die Fabrikbesitzer sind abgeschoben, die Maschinen fortgeschafft worden, und auch sonst hat es an Ausweisungsbefehlen nicht gemangelt. Aber zu einer systematischen Verödung der Stadt hat es offenbar an Zeit gefehlt. Die wenigen zur Verfügung stehenden Bahnen wurden für militärische Zwecke gebraucht. Es kam auch ein gewisser passiver Widerstand der Ausgewiesenen hinzu; sie gingen einfach nicht und ließen sich durch die von russischer Seite über die deutsche Brutalität verbreiteten Schauermären nicht einschüchtern.

Als besonders kennzeichnend für die Stimmung der Bevölkerung sei erwähnt, daß die letzten für die Flüchtlinge zur Verfügung gestellten Züge so gut wie leer von Wilna abfuhren, aber überfüllt zurückkehrten. Man suchte sich eben der russischen Willkür zu entziehen, wie man konnte. Besonders wurde Wilna der Zufluchtsort für zahlreiche junge Leute, die nicht in die Armee eingestellt werden wollten. Es wimmelte von ihnen in den Straßen der Stadt.

Auch sonst waren besonders in der inneren Stadt alle Wohnungen überfüllt. Nicht bloß von Kowno und Umgegend waren die Flüchtlinge nach Wilna gelangt; ein erheblicher Teil von ihnen kam viel weiter her. Besonders die jüdische Bevölkerung des Gouvernements Suwalki war sehr zahlreich vertreten. Sie erhielt gewöhnlich, sobald die russische Armee

vor der Notwendigkeit stand, einen Ort zu räumen, den gemessenen Befehl, sich weiter ins Innere zu begeben. Oft wurde sie auch zwangsweise abtransportiert. Wer sich einen neuen Aufenthalt wählen konnte, der ging natürlich dorthin, wo er Freunde und Verwandte hatte. Wilna übte anscheinend auf die Gehetzten eine besondere Anziehungskraft aus, und da auch von der Landbevölkerung Wilna als rettender Hafen angesehen wurde, so fanden sich schließlich hier unübersehbare Scharen von Flüchtlingen zusammen.

Die Verödung wie die Überfüllung führen in gleicher Weise zu schweren Mißständen. In Kowno gab es wochenlang überhaupt kaum etwas zu kaufen. In Wilna waren zwar Vorräte, aber es wurden sehr hohe Preise gefordert. „Wir müssen Geld essen", sagte mir eine Polin. Unter den Flüchtlingen war eine geringe Zahl, die aus eigener Tasche leben konnte. Aber die überwiegende Menge war auf die Mildtätigkeit angewiesen, und selbst solche, die zunächst über Ersparnisse verfügten, hatten in monatelanger Untätigkeit ihre Mittel aufgebraucht. Von außerhalb waren recht erhebliche Unterstützungen geschickt worden, um der schlimmsten Not zu wehren. Das Elend war trotzdem noch grenzenlos.

Solange die Russen in der Stadt waren, wurde kaum etwas getan, um ihm zu steuern. Als in den ersten Tagen der deutschen Besetzung ein höherer Offizier das Gefängnis von Wilna revidierte, fand er in einem nicht allzu großen Raum hundert Flüchtlinge eingepfercht, Landleute mit einem Sack Getreide oder Kartoffeln, Frauen mit kleinen Kindern, Männer, Weiber und Kinder durcheinander so eng

zusammengedrängt, daß sie kaum stehen konnten, und das alles in einer pestilenzialischen Luft, die nicht einmal das Atmen mehr erlaubte. Die russische Behörde hatte genug zu tun geglaubt, indem sie die Flüchtlinge auf diese Weise einsperrte und nun ihrem Schicksal überließ.

In der inneren Stadt war es kaum besser. Ich bin durch die engen Gassen des jüdischen Viertels gewandert, in denen schon unter normalen Verhältnissen mehr Menschen hausen, als eigentlich Platz haben. Nun waren alle Hinterstuben und dumpfigen Höfe überfüllt, und betrat man solchen Raum, dann glaubte man ersticken zu sollen. Die Ernährung dieser von ihren Wohnstätten verjagten Unglücklichen war natürlich höchst dürftig, ja fast überall unzureichend. Sie lebten von einigen Kartoffeln oder einem Stück Brot. Fast war es ein Wunder, daß Cholera, Ruhr und Typhus nicht noch weiter um sich griffen.

Ich sprach mit einigen Leuten aus Seiny, östlich von Suwalki, die im Winter von den Russen mit kurzer Frist ausgewiesen worden waren. Sie hatten länger als ein halbes Jahr in Wilna zugebracht und von ihren Ersparnissen gelebt. Jetzt hatten sie von der deutschen Kommandantur die Erlaubnis zur Rückkehr erhalten und packten vergnügt ihre sieben Sachen zusammen. Die Flüchtlinge, die in ihrem Elend schon zu verkommen fürchteten, bekamen wieder Lebensmut; an die Stelle der dumpfen Verzweiflung war neue Hoffnung getreten. Und in einer Beziehung gab es bei ihnen keine Meinungsverschiedenheit, in dem Wunsch nämlich, nie wieder unter russische Herrschaft zu kommen. „Davor bewahre uns der liebe Gott“, sagte ein sehr

gescheiter Flüchtling aus Kowno, mit dem ich über diese Dinge sprach, und alle Umstehenden sagten Ja und Amen dazu.

Sucht man nach den Gründen der russischen Regierung für dieses aller Kultur, aller Menschlichkeit hohnsprechende Verhalten den Bewohnern des eigenen Landes gegenüber, so findet man nur in wenigen Fällen die Rücksicht auf militärische Notwendigkeiten. Es mag wohl vorgekommen sein, daß man Spionage fürchtete; es mag auch sein, daß bei der Räumung Kownos Rücksichten auf die Ernährung der Armee mitsprachen. Aber das ist die Ausnahme. Der eigentliche Gedanke, von dem sich die russische Regierung leiten ließ, war von der Rache diktiert. Man wollte dem Feinde, den man in der Schlacht nicht besiegen konnte, eine künstliche Wüste schaffen. Etwas von dem Beispiel von 1812 spukte den russischen Politikern vor. Wie man damals Napoleon zum Rückzug gezwungen hatte, indem man ihm den Unterhalt für die Armee abschnitt, so glaubte man auch diesmal den Vormarsch der deutschen Armee mit ähnlichen Mitteln aufhalten zu können.

Daß diese Absicht mißglückte, weiß man heute. Die deutschen Truppen sind trotz der Versuche, die Bevölkerung zu vertreiben, die Häuser niederzubrennen und die Ernte zu vernichten, nicht bloß bis Wilna gekommen, sondern sie haben die Offensive weiter nach Osten getragen, die feindliche Armee auf der ganzen Linie geschlagen und stehen in starker Stellung westlich von Minsk. Alle Versuche der Russen, die Westfront zu halten oder nach Norden durchzubrechen, sind gescheitert. Wir werden ihnen auch schwerlich den Gefallen tun, ihnen

ins Endlose nachzulaufen, und wenn wir vorwärts gehen, dann werden wir die Verbindung nach rückwärts nicht verlieren. Es mag zutreffen, daß infolge der eigenartigen russischen Kriegsführung viel Getreide auf dem Acker verfaulte. Soweit die Flüchtlinge nicht in ihrem Elend verkommen sind, werden sie allmählich wieder in ihre Heimat zurückkehren, ihrem Gewerbe nachgehen und ihre Scholle bebauen können. Und nur eins wird unauslöschlich in ihren Herzen wohnen bleiben: der Abscheu vor der russischen Barbarei, die sie in Not und Tod jagte.

Ganz einfach war es allerdings nicht, in die Verhältnisse des von den deutschen Truppen besetzten Landes wieder einige Ordnung zu bringen. Wohin man auch blicken mag, überall findet man die Spuren langjähriger Mißwirtschaft. Alle Kulturaufgaben sind gröblich vernachlässigt worden. Bei jedem Versuch, zu bessern und zu helfen, stößt man auf Hindernisse, von denen man in den geordneten Verhältnissen der Heimat kaum etwas ahnt.

Aber auch hier wird sich die deutsche Kunst der Organisation auf die Dauer bewähren. Die Russen wollten das preisgegebene Gebiet zur Einöde machen. Sie haben damit nur einen besseren Wiederaufbau des Landes vorbereitet. Trotz aller Übergangsschmerzen darf man hoffen, daß die vertriebenen Bewohner, die heute noch unstet und flüchtig umherirren, in absehbarer Zeit ihre Heimat wiedersehen und unter günstigeren Verhältnissen neu schaffen können, was sie durch russische Mißwirtschaft und Barbarei verloren.

Auf russischen Straßen.

Will man zutreffend abschätzen, was unsere Truppen auf dem östlichen Kriegsschauplatze geleistet haben, dann darf man ihre militärischen Erfolge nicht für sich betrachten. Man muß die außerordentlichen Strapazen hinzurechnen, die das Vorgehen in einem vernachlässigten und künstlich zur Einöde gemachten Lande erschweren, und man darf vor allem die elende Verfassung der russischen Straßen nicht außer acht lassen. Nur wer die Wegeverhältnisse, zumal in Russisch-Litauen selbst kennen gelernt hat, der weiß völlig zu würdigen, was unsere Truppen im Osten bisher erreicht haben. Der wird sich hüten, mit schnellfertigem Urteil Erfolge zu fordern, die eben nach Lage der Dinge über die Kraft gehen.

Es braucht kaum betont zu werden, daß bei der heutigen komplizierten Kriegsführung die Eisenbahnen für die Nachführung von Truppen, Munition und sonstigen Heeresbedürfnissen unentbehrlich geworden sind. Sie werden deshalb auch selbstverständlich, wo immer sie bestanden, so schnell als möglich wieder instand gesetzt und für die Truppenzwecke verwendet. Aber zunächst fallen sie als Beförderungsmittel fort. Wie in früheren Zeiten, sind auch heute noch die Truppen mit allen ihren tausendfältigen Hilfsmitteln auf die Landstraße angewiesen. Die Armee kann nicht mit der Bahn nach Petersburg fahren. Und selbst, wenn eine Bahnlinie in den Bereich der deutschen Armee gebracht worden ist, muß sie erst wieder brauchbar gemacht werden. Überall trifft man auf zerstörte Bahngleise und gesprengte

Brücken. Die Maschinen sind entfernt oder demoliert, die Wagen, soweit sie nicht fortgeschafft werden konnten, verbrannt. So schnell immer unsere Pioniere und Eisenbahnbataillone arbeiten, so dauert es doch oft lange Wochen, ehe eine in dieser Weise unbrauchbar gemachte Bahnlinie wieder für die Armee freigelegt worden ist. Ganz besonders bilden die verschütteten Tunnels ein sehr unangenehmes Verkehrshindernis.

Bei den russischen Bahnen kommt noch hinzu, daß sie eine breitere Spurweite haben, als sie bei den übrigen europäischen Bahnen üblich ist. Deshalb müssen die Schienen erst umgenagelt werden, ehe man die Bahn für unsere Lokomotiven und Eisenbahnwagen benutzen kann. Das geht allerdings verhältnismäßig schnell; unsere technisch geschulten Truppn bringen es fertig, eine solche Umnagelung fast im Marschtempo zu vollziehen. Aber ehe alle Hindernisse beseitigt sind und eine russische Bahn wirklich gebrauchsfertig ist, darüber vergeht trotzdem eine verhältnismäßig lange Zeit. Müssen doch oft genug auch noch Ausweichgleise und Rampen zum Aus- und Umladen geschaffen werden.

Überall aber, wo eine Bahn nicht oder noch nicht zur Verfügung steht, muß die Landstraße die ganze Last auf sich nehmen. Das bedeutet dann freilich eine ungeheure Kraftvergeudung. Die Wegeverhältnisse in Rußland sind viel schlimmer, als man sich in einem wohlgeordneten Staatswesen vorstellen kann. Gewiß gibt es auch einige gute, oder doch leidliche Straßen. So führt eine große, nach modernen Grundsätzen gebaute Chaussee von Tilsit über Tauroggen, Schaulen und Mitau nach Riga und Petersburg. Eine an-

dere geht von Eydtkuhnen über Mariampol nach Kowno und weiter über Wilkomierz nach Dünaburg. Auch sonst trifft man wohl gelegentlich auf einen Kunstbau, der nur bald wieder im unergründlichen Sande endet.

Mit diesen wenigen Hauptstraßen kommt eine große Armee auch nicht annähernd aus. Sie ist auf die Straßen zweiten und dritten Ranges angewiesen, die gewöhnlich von vornherein in jämmerlichem Zustand waren und durch die Operationen der Millionenheere vollends in Grund und Boden gefahren worden sind. Auf den Spezialkarten fehlt es nicht an Hauptstraßen, die einzelne große Städte miteinander verbinden. Nur darf man sich darunter keine Kunststraßen vorstellen, wie wir sie in Deutschland haben. Es sind alte Handels- und Heerwege, sehr breit, an den Seiten von mächtigen Straßenbäumen eingefaßt, in der Regel Birken und Weiden, die hier stämmig und breitästig zu hohen schattenspendenden Alleen aufwachsen. Derartige Straßen gehen für gewöhnlich schnurgerade über Berg und Tal, in unablässigem Steigen und Fallen.

Der erste Eindruck ist nicht so übel: man glaubt, daß doch hier ein Fortkommen sein müßte. Aber bei genauerem Zusehen wird man unangenehm enttäuscht. Diese alten Wege haben vielfach einen festen Untergrund, aber sie sind grenzenlos vernachlässigt. Über dem gestampften Boden liegt der aus dem Untergrund hervorquellende Lehm und Sand knietief. Sobald es regnet, wird die Straße zum Morast, bleibt es umgekehrt lange trocken, dann sinken die Wagen bis an die Achse in den losen Sand ein, und über dem ganzen Gebiet lagert eine dicke Wolke undurchdringlichen

Staubes. Dazu kommen dann an zahlreichen Stellen heimtückische Löcher, in denen jeder Wagen stecken bleibt.

Deshalb werden diese breiten Heerstraßen auch in vielen Fällen überhaupt nicht benutzt. Man bahnt sich neben ihnen einen Weg über die Felder, oder man schafft einfach neue Etappenstraßen geradewegs durch das bebaute Land. Hier kommt man wenigstens, wenn die Witterung einigermaßen günstig ist, vom Fleck, so holperig immer der Untergrund sein mag. Sind aber schon die großen Straßen nicht brauchbar, so sind die kleineren Kommunikationswege vollends nicht zu benutzen. Man fragt sich, wenn man diese Verkehrsverhältnisse sieht, immer wieder, wie es überhaupt möglich war, auch nur den bescheidenen Verkehr von Wagen und Menschen möglich zu machen, der sich doch immerhin im russischen Litauen in Friedenszeiten abgespielt hat. Jedenfalls muß es auch unter normalen Verhältnissen in diesen Gebieten alljährlich lange Monate gegeben haben, in denen die einzelnen Orte so gut wie völlig von aller Welt abgeschnitten waren.

Auf solchen Wegen ziehen nun die deutschen Truppen vorwärts, schieben sich die Fuhrparkkolonnen langsam dem Feinde entgegen, mahlen die schweren Geschütze durch den Sand, wird Munition sechsspännig nachgefahren. Man kann sich denken, wie schwierig das Fortkommen ist, wieviel Mühe es macht, die Truppen an der Front auch nur mit dem Allernötigsten zu versorgen. Die rechtzeitige Heranführung der Munition geht natürlich allen anderen Bedürfnissen voran. Dann kann es geschehen, daß nicht einmal Brot bis zu der vordersten Linie kommt.

Es wird in solchen Fällen getan, was eben möglich ist. Von Wilna ging eine Zeitlang keine Munitionskolonne ab, die nicht so viel Brot mitnahm, als irgend auf den Wagen untergebracht werden konnte. Aber es kam doch vor, daß sich mehrere in ein Brot teilen mußten. Im übrigen müssen die Truppen selbst zusehen, wie sie sich satt machen können. Da es an Kartoffeln nicht mangelte und da auch Vieh noch in ausreichender Menge zu haben war, so war die Lage noch erträglich, aber es ist verständlich, daß die Mannschaften schließlich einen wahren Heißhunger nach Brot bekamen. Hier kann sich dann die Findigkeit der unteren Führer bewähren. Mancher Hauptmann versteht es ganz ausgezeichnet, seinen Leuten immer ausreichendes Essen zu verschaffen. Aber an Entbehrungen aller Art fehlt es in solchen Fällen nirgends. Und auf sonstige Annehmlichkeiten des Lebens, auf Liebesgaben und Feldbriefe, müssen die Truppen an der Front oft für längere Zeit verzichten. Sie sind trotzdem von einem allen kleinen Widerwärtigkeiten tapfer standhaltenden Humor erfüllt.

Mögen die Straßen noch so schlecht sein, immer sind sie belebt wie in der Großstadt. Es macht dabei kaum einen Unterschied, ob gutes oder schlechtes Wetter ist, ob es regnet oder die Sonne scheint, ob Tag oder Nacht ist. Die Kolonnen ziehen hochbepackt zur Front und kehren leer zurück; für sie hat jeder Tag vierundzwanzig Stunden, es gibt scheinbar keine Pause, in der sie rasten.

Neben den geschlossenen Abteilungen, die der Front entgegenziehen, schieben sich aufgelöste Trupps von Verwundeten zurück. Wenn es irgend möglich ist, gehen sie zu Fuß,

und oft merkt man ihnen die Mühe an, mit der sie sich zum nächsten Lazarett schleppen! Wer auch nicht einmal mehr humpeln kann, der wird auf den kleinen Panjewagen gefahren, die fast überall durchkommen.

Daneben sieht man Versprengte, die ihren Truppenteil suchen. Sie fragen überall herum, ob niemand weiß, wo dieses und jenes Regiment, diese und jene Batterie augenblicklich stehen.

Ein anderes Bild bietet die russische Landstraße, wenn sie zuerst von unseren Truppen betreten wird, ein anderes, wenn sie im Rücken der Armee liegt. Es ist ein Unterschied wie Tag und Nacht. Ununterbrochen wird an der Verbesserung der rückwärtigen Verbindungen gearbeitet. Wie die Bahnen leistungsfähig gemacht werden, so werden auch aus den vernachlässigten russischen Wegen allmählich brauchbare, ja fast elegante Kunststraßen. Die zerstörten Brücken werden neugebaut, die Löcher im Wege werden ausgefüllt, der Sand wird vom Wege heruntergekratzt, in die allzu steilen Höhen werden Einschnitte gemacht und die Hohlwege werden ausgefüllt. Man kennt eine solche russische Straße nicht wieder, wenn man sie beim ersten Vormarsch unserer Truppen befuhr und wenn man nach einigen Monaten wieder auf sie geführt wird.

Hier sieht man die erfreulichen Spuren der Tätigkeit unserer Armierungstruppen, die gering zu schätzen ein großes Unrecht wäre. Wir können auch auf unsere Schipper stolz sein. Sie nehmen der kämpfenden Armee viel Arbeit ab und sie schaffen in einem Lande, das von den Russen in unverantwortlicher Weise vernachlässigt worden ist, die An-

fänge einer höheren Kultur. Allerdings, wenn man unsere Armierungssoldaten, unter ihnen manche ältere und nicht besonders kräftige Leute sieht, Leute zum Teil, die an harte körperliche Arbeit bis dahin nicht gewöhnt waren, wie sie unverdrossen Steine tragen, Schlotter klopfen, den Spaten handhaben und die Straßen ausbessern, dann empfindet man häufig mit ihnen herzliches Mitleid. Und ganz besonders, wenn man dann an ihnen die großen und kräftigen russischen Gefangenen vorüberziehen sieht, die sich eben ihren Tee und ihr Brot haben schmecken lassen und nun behaglich und etwas hochmütig auf unsere arbeitenden Mannschaften herunterblicken, mit der tröstlichen Aussicht, es sich irgendwo in der Heimat in einem Gefangenenlager beim Nichtstun wohl sein zu lassen.

Man kommt um die Frage nicht herum, weshalb unseren Leuten nicht wenigstens die schwerste Arbeit von den russischen Gefangenen abgenommen wird. Anderswo sieht man freilich auch wieder Gefangene beim Straßenbau beschäftigt, oder sie werden zu sonstigen passenden Arbeiten verwendet. Aber gerade aus der Verschiedenartigkeit dieser Behandlung der Gefangenen erhält der Beobachter den Eindruck, daß sie noch viel systematischer, und gerade beim Straßenbau, zur Arbeit herangezogen werden könnten. Sind es doch zuletzt die eigenen Sünden der russischen Mißwirtschaft, die hier gesühnt werden müssen.

Soviel bleibt gewiß: wer die russischen Straßen gesehen hat, wie sie beim Vormarsch unserer Truppen waren, der weiß, was es kostete, die damit verbundenen Schwierigkeiten zu überwinden; er wird gewiß nicht länger behaupten wollen,

daß eigentlich noch mehr hätte erreicht werden können; er wird umgekehrt einsehen, daß hier durch Ausdauer und Tapferkeit Leistungen vollbracht worden sind, die nicht überboten werden können.

Heimkehr.

An einem schönen Herbsttage fuhr ich von Kowno aus der deutschen Grenze wieder zu. So hatte ich Gelegenheit, in umgekehrter Richtung noch einmal das weite Gebiet westlich Kowno zu sehen, das in der ersten Hälfte des August Schritt für Schritt erkämpft werden mußte.

Es ging durch die grandiosen Befestigungen hindurch, die selbst den gefangenen russischen Offizieren drei Tage vor dem Fall der Festung uneinnehmbar erschienen waren. Überall konnte man noch, nachdem der Gürtel der Stadtumwallung, der Forts und der befestigten Vorwerke überschritten war, die bombensicheren Unterstände, die geschickt angelegten Batteriestellungen, vor allem aber die endlosen Reihen der Schützengräben bemerken. Zweifellos, in der Ausnutzung des Geländes, in dem sorgfältigen Bau von Sicherungen und Verteidigungen aller Art sind die Russen Meister. Was mit siebenfachen Drahtverhauen, mit Minenfeldern und zahllosen anderen Mitteln zur Erschwerung des feindlichen Angriffs getan werden konnte, das wurde vor Kowno zur Anwendung gebracht.

Nicht minder geschickt sind die Russen in der Beob-

achtung der feindlichen Bewegungen und in der Deckung gegen die deutschen Flieger. Überall lagen noch die abgehauenen Zweige herum, mit denen die Stellungen, die Geschütze und Wagen maskiert wurden. Nun waren ihre Blätter vertrocknet; aber so lange sie grün waren, täuschten sie ein harmloses Gebüsch vor, das in Wirklichkeit verderbenbringende Geschütze den Späherblicken unserer Flieger entziehen sollte.

Die Anpassung an die natürlichen Verhältnisse ist ebenso bei den russischen Beobachtungsstellungen zu bewundern. Da steht eine Rieseneiche im freien Felde. Es ist zunächst nichts an ihr zu entdecken. Aber bei genauerem Hinsehen bemerkt man, daß an ihrer Rückseite eine Leiter in die Zweige führt, und nun erkennt man auch, daß an die erste sich eine zweite Leiter schließt und so weiter bis zu einem Beobachtungsposten im höchsten Gipfel. Solche und ähnliche Ausgucke traf man nicht bloß innerhalb der Befestigungen, sondern noch weit darüber hinaus. Wirklich, an Eifer und Findigkeit hatte es die russische Verteidigung hier wie an anderen Stellen der Front nicht fehlen lassen. Um so höher steigt die Bewunderung für den Heroismus der deutschen Truppen, der alle diese Hindernisse zu durchbrechen und zu überwinden wußte.

Bei der Heimfahrt war das noch vor kurzer Zeit von den heftigsten Kämpfen durchtobte Gebiet ruhig und still. Fast machte es einen friedlichen Eindruck. Die Leichen der gefallenen Russen waren längst ehrenvoll bestattet worden. Nur die im Gelände zerstreuten Gräber mit dem byzantinischen Doppelkreuz erzählten noch vom blutigen Ringen. Auch die toten Pferde, die einem Kampfgebiet einen so traurigen

Charakter geben, waren beseitigt. Die gütige Natur deckt schnell mit grünem Rasen die menschliche Schwachheit zu.

Zum Teil hatten sich auch die Bewohner schon wieder eingefunden. Vielfach waren ihre Hütten niedergebrannt, die Gärten verwüstet, die Vorräte fortgeschleppt und das Vieh weggetrieben. Aber diese Leute hängen trotzdem an ihrer Scholle. Hier und da sah man sie bereits an der Arbeit, sich in den öden Mauern notdürftig wieder einzurichten, in Ordnung zu bringen, was noch an Hausrat übrig blieb, Fenster und Türen einzusetzen, um wenigstens etwas Schutz gegen Wind und Wetter zu haben. Gelegentlich errichtete man auch, wo nichts blieb, kleine Bretterbuden, in denen die Familie wieder hausen kann.

Man kann der deutschen Verwaltung nicht dankbar genug dafür sein, daß sie den Bewohnern auf diesem Gebiet so weit entgegenkommt, als es sich irgend mit den militärischen Interessen verträgt. Die deutsche Armee führt nur Krieg gegen die russische Armee, aber sie nimmt sich der friedlichen Einwohner nach besten Kräften an. Diese Fürsorge hat auch bereits hinter der Front von Kowno ihre Früchte getragen. Das Land zeigte schon wieder Spuren menschlicher Arbeit. Auf dem Felde stand noch an einigen Stellen das überreife Getreide, aber der größte Teil war bereits gemäht und eingefahren. Die Bauern hatten wieder ein Pferd oder zwei. Überall wurde gearbeitet; ein Teil der Äcker war schon gepflügt und für die Ernte des nächsten Jahres vorbereitet. Auf den Wiesen wurden einige Kühe von Kindern gehütet. Die Landstraße diente wieder dem Verkehr. Barfüßige Frauen und Mädchen mit großen Körben

kamen uns entgegen, und wohlbepackte Erntewagen schwankten vorüber. Es ist alles erst ein schüchterner Anfang, aber man sah doch schon wieder friedliches Leben, und je näher man der deutschen Grenze kam, um so mehr. In Mariampol und Wilkowyszki war bereits reger Verkehr, in Wirballen vollends war mehr Betriebsamkeit, als vielleicht je vor dem Kriege. Hier profitierten die Bewohner bereits von den deutschen Truppen, die Geld in der Tasche haben und nicht knauserig feilschen, wenn sie etwas kaufen.

Zahlreiche Erinnerungen stiegen während der Fahrt durch dieses errungene Gebiet auf. Hier bei Weiwery war dicht am Wege eine Gefangenensammelstelle. Der weite, nur lückenhaft eingezäunte Platz war bisweilen so dicht mit Gefangenen belegt, daß sich die Russen kaum rühren konnten. Nun sind sie längst in das innere Deutschland abgeschoben oder tun als Arbeitssoldaten beim Straßenbau, beim Transport und bei der Ernte nützliche Dienste. Auf dem einst so belebten Platze weidete jetzt ein Kuh. Dort drüben im Walde standen die allergrößten Mörser, deren Riesengeschosse den russischen Truppen so fürchterliche Angst einflößten. Hier am Wege waren Motorbatterien aufgefahren. Von diesem Turm sah ich dem Angriff auf Godlewo zu. Nun ist das alles vorüber.

Das ist vielleicht das Interessanteste an diesen Kämpfen im Osten, daß sich der Kriegsschauplatz beständig verschiebt und der von den deutschen Truppen besetzte Teil des feindlichen Gebiets sich unaufhörlich erweitert. Der Drang, aus dem Stellungskrieg in den Bewegungskrieg überzugehen, kennzeichnet die östliche Situation. Bei Beginn

des Sommers war hier im Nordosten nur ein verhältnismäßig schmaler Streifen des gegnerischen Landes von deutschen Truppen besetzt. Nach Libau allein ging es tiefer hinein. Aber noch hielt der Gegner Schaulen, noch stand er an der Jessia, bei Kalwarja, östlich von Suwalki und östlich Augustow, noch behauptete er Ossowiec. Das alles war einmal. Jetzt war bereits die deutsche Lnie überall weit nach Rußland hineingeschoben. Man konnte schon nach beliebiger Richtung Hunderte von Kilometern durch das ehemals russische Gebiet fahren, ohne auch nur zur deutschen Front zu gelangen.

Aber so rasch es immer vorwärts gehen mag, deshalb war die Straße nicht leer von deutschen Truppen. In allen Orten bis zur Grenze besteht zum mindesten eine militärische Kontrolle, und die Hauptplätze haben ihr Kommando. Es versteht sich von selbst, daß der Verbindungsfaden mit der Heimat keinen Augenblick reißen darf; je länger er ist, um so stärker wird er gemacht. Und noch immer zogen neue Abteilungen hinaus gegen Osten; noch immer kamen neue Geschütze heran, noch immer wurde Munition in langen Kolonnen gefahren, sah man Feldbäckereien, Pontons für Brücken, Proviant für Menschen und Pferde in endlosen Reihen sich vorwärts winden. Die Heerführer früherer Zeiten waren im wesentlichen auf das Gebiet angewiesen, das sie in Besitz hatten; der Krieg mußte den Krieg ernähren. Heute bildet die Beute nur einen verhältnismäßig kleinen Teil der unendlich gewachsenen Notwendigkeiten zur Aufrechterhaltung der Schlagfertigkeit einer Armee. Der Zufluß aus der Heimat darf keinen Augenblick stocken, wenn die Quellen

ihrer Kraft nicht versiegen sollen. Um so erstaunlicher ist die Leistung des deutschen Volkes an Beschaffung des Truppenersatzes, der verschiedenartigsten Kampfmittel und der Ansprüche für Nahrung und Kleidung der Millionenheere.

Auch die Feldpost darf in diesem Zusammenhang nicht vergessen werden. Sie ist Menschenwerk und deshalb von Schwächen und Mängeln nicht frei. Wer immer draußen ist oder war, der hat sich gelegentlich an ihr geärgert. Aber es wäre unrecht, darüber ihre enormen Leistungen zu vergessen. Man muß gesehen haben, wie die Feldpost einer einzigen Division eines einzigen Tages ein großes Zimmer mit zahlreichen schweren Säcken fast bis zur Decke anfüllt, man muß dabei gewesen sein, wie die Päckchen mit Liebesgaben sortiert werden, bis die großen Beutel für die einzelnen Abteilungen bis zum Platzen voll sind, und man lernt begreifen, daß einzelne Irrtümer vorkommen.

Man lernt auch verstehen, daß die Sendungen nicht immer so pünktlich ankommen, wie der Absender und Empfänger es möchten. Nur zu oft sind die Wege grundlos, und bisweilen wird bei größeren Truppenverschiebungen der Postverkehr mit der Heimat völlig unterbunden. Nimmt man alles in allem, rechnet man mit den unvermeidlichen Schwierigkeiten, dann wird man den Beamten der Feldpost die Anerkennung nicht versagen, daß sie nach jeder Beziehung ihre Pflicht tun, bisweilen bis zur Erschöpfung. Auf den Straßen sieht man jedenfalls die schweren Automobile der Feldpost hochbepackt bei Tag und Nacht hin- und herfahren. Sie bildet eine unentbehrliche Seite des modernen Krieges, und so viele Kräfte sie beanspruchen mag, so kann man es nicht einmal

wünschen, daß sie weniger zu tun bekäme. Briefe und Liebesgabensendungen sind für jeden, der draußen ist, er sei wer er sei, freundliche Zeichen der Heimat, und oft genug bedeuten sie den einzigen Lichtblick in trüben Tagen.

So geht es auf den zur Front führenden Straßen unaufhörlich auf und ab, durch Regen und Sonnenschein, durch Kälte und Finsternis. Man gewinnt immer wieder die tröstliche Überzeugung, daß nach mehr als einem Jahr Krieg das Reservoir der deutschen Wehrhaftigkeit bis zum Überlaufen gefüllt ist.

So lebhaft freilich wie vor der Eroberung Kownos war die große, von Eydtkuhnen nach Kowno führende Straße nicht mehr. Damals lag fast ununterbrochen eine dicke Wolke gelben Staubes über ihr. Die Truppentransporte und die mannigfaltigsten Kolonnen nahmen wochenlang kaum ein Ende. Denn man soll nicht glauben, daß die Belagerung und die Erstürmung Kownos, wie es dem flüchtigen Kritiker in der Heimat scheinen könnte, improvisiert gewesen sei. In Wirklichkeit wurden alle Vorbereitungen mit höchster Sorgfalt und Umsicht getroffen.

Es sei nur als Beispiel erwähnt, daß eine Division schon am 19. Juli damit begann, den großen Kownoer Wald zu säubern, um den deutschen Riesengeschützen Raum zur Beschießung der Festung zu schaffen. Schon am 25. Juli fing man dann mit dem Bau einer besonderen Bahn an, um diese Geschütze in Stellung bringen zu können. So waren die großen Mörser im selben Augenblick zur Stelle, in dem die Infanterie sich zum Angriff auf die Festungswerke anschickte. Ebenso war die Heranschaffung der übrigen schweren

Artillerie schon längst in die Wege geleitet, ehe selbst die unmittelbar beteiligten Truppenführer wußten, daß es ernstlich gegen Kowno gehen sollte.

Als ich noch weiter südlich war, hörte ich von einer Infanterietruppe, daß sie plötzlich nach Norden abtransportiert werden sollte; die Offiziere hatten keine Ahnung, zu welchem Zweck. Man sah plötzlich Truppen und Belagerungsmittel auftauchen, die bisher in einem ganz anderen Verbande gekämpft hatten. Längst ehe an die Überschreitung des Njemen zu denken war, wurden die Brückentrains auf der Straße nach Kowno zusammengezogen. Nur durch dieses Handinhandarbeiten wurde es möglich, jeden errungenen Erfolg sofort auszunutzen. Die Bereitschaft im richtigen Augenblick war das Geheimnis des Sieges. Vor Kowno brauchte kein Schritt zurückgetan zu werden; alles war eine einzige große Kette zweckmäßiger Maßnahmen und damit auch eine Kette von Errungenschaften, von denen jede einzelne wieder die nächste vorbereiten half. Insofern handelte es sich hierbei um eine strategische Leistung von wunderbarer Präzision.

Die Mannschaften machen sich im allgemeinen um diese Feinheiten einer erstaunlichen Feldherrnkunst keine Kopfschmerzen. Sie wissen, daß von ihnen nicht mehr gefordert wird, als daß jeder den Platz ausfüllt, auf den er gestellt wird. Und weil sie überzeugt sind, gut geführt zu werden, deshalb geben sie alle ihr Bestes her. Sie haben das tapfere Selbstbewußtsein, das zum Siege gehört, und sie haben dabei auch ihren Humor nicht eingebüßt. Auch davon bot die Straße jetzt noch drollige Proben. So hat der

Soldatenscherz die Hauptvertreter des Vierverbandes auf ein Dach am Wege gesetzt. Poincaré sitzt mit Victor Emanuel und Grey auf dem Stroh. Der verflossene Nikolai Nikolajewitsch winkte uns herablassend mit beiden Händen zu. Nicht weit davon sieht man eine Art Vogelscheuche in Gestalt einer ländlichen Dame. Sie trägt einen großen Pompadour in Gestalt eines Marktkorbes und zeigt mit ihrem hölzernen Arm energisch nach Osten. „Nach Kowno!“ steht zum Überfluß in großen Lettern auf dem Handtäschchen geschrieben. Die deutschen Truppen haben den Weg gefunden. Auch eine große Kanone liegt noch da, ein langer Baumstamm auf einer zweirädrigen Wagenachse. Das drohende Instrument trägt die furchterweckende Inschrift: „Gegen Kowno“. Offenbar schießt es sehr weit; denn es ist von Kowno noch mindestens 40 Kilometer entfernt. Dazu kommen die spaßhaften Inschriften, die an strategischer Kühnheit nichts zu wünschen übrig lassen. Daß Petersburg oder Moskau als Ziel gesetzt wird, erscheint noch fast als bescheiden; manche „Kriegsziele“ gehen noch erheblich weiter.

Schließlich war die Grenze erreicht und man hatte wieder deutschen Boden unter sich. Mit einem Schlage änderte sich das Bild. So viel auf der anderen Seite auch von unserer Verwaltung getan wurde, um das Los der Einwohner zu mildern, so lassen sich doch die Sünden der russischen Mißwirtschaft nicht im Handumdrehen beseitigen, und so wüst die Russen auf deutschem Boden gehaust haben, so konnten sie doch die deutsche Lebenskraft nicht austreiben. Der erste Grenzort Eydtkuhnen ist bös zusammengeschossen und verbrannt. Aber jetzt sah man schon wieder

geschäftige Männer und geputzte Frauen. In den gepflegten Vorgärten blühten Rosen und Astern. Die Häuser, soweit sie stehen blieben, waren wieder wohnlich gemacht; hinter den blitzenden Fensterscheiben sah man saubere Gardinen. Und diese schmucken, kleinen Geschäfte mit den geschmackvollen Auslagen! Man muß wohl monatelang in Russisch-Polen und Litauen gewesen sein, um an diesen für ein deutsches Auge scheinbaren Selbstverständlichkeiten etwas Besonderes zu finden.

Je weiter man dann nach Ostpreußen hineinkam, um so deutlicher sah man den Wandel. Die Bevölkerung hat wieder Mut und Vertrauen; sie arbeitet, als wollte sie im nächsten Jahre alles wiedergewinnen, was sie in der bösen Russenzeit verlor. Gewiß, noch ist längst nicht alles, wie es vor dem Kriege war und wie es wieder werden soll. Aber es wird; diese trostreiche Gewißheit nahm man mit. In den größeren Orten vollends hatte man den Eindruck, als würde ein Volksfest gefeiert; so belebt waren die Straßen, so gut angezogen die Fußgänger.

Man versteht es, daß die Russen, als sie zuerst in die damals noch unversehrten Grenzstädte kamen, Mund und Augen aufsperrten. Ein russischer Offizier sagte damals zu einem Sanitätsunteroffizier, der in Goldap mit dem Lazarett von den Russen überrascht worden war, voll Bewunderung: „Goldap schöne Stadt! Hierher werde ich nach dem Kriege ziehen.“ Wenn man das russische Gebiet kennen gelernt hat, dann begreift man diesen für unsere Auffassung recht bescheidenen Wunsch.

Druck von Gebr. Unger in Berlin, Bernburger Straße 30.